Gedichte

Gedichte

von

Feodor Löwe.

Zweite vermehrte Auflage.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Blätter der Liebe.

Vermischte Gedichte.

Erstes Buch.

Venedig.

Sonette und Distichen.

Vermischte Gedichte.

Zweites Buch.

Gestalten.

Buch der Betrachtung.

Blätter der Liebe.

I.

Der Schönheit Reiz allein hat nie
In deine Nähe mich getrieben,
Es ist die ew'ge Sympathie,
Die Herzen zwinget daß sie lieben.

Es ist der Gott, der räthselhaft
Sichtbar als Du vor mich getreten;
Es ist die wunderbare Kraft,
Die uns gebietet anzubeten.

II.

Schön wie der Mond,
Der nächtlich einsam wallt,
So schön bist du,
Doch auch so ernst und kalt.

Mein Herz ein See,
In dem dein Bildniß ruht,
Und bist du nah,
So wechselt Ebb' und Flut.

Du aber theilst
Dieß wilde Drängen nicht,
Streust still auf mich
Dein träumerisches Licht.

III.

Kannst dem Frühling du gebieten:
Keine Blüthen sollst du tragen!
Kannst dem Sprosser du gebieten:
Nicht in Liedern sollst du klagen!

Kannst dem Lichte du gebieten:
Heute soll es nimmer tagen!
Kannst dem Himmel du gebieten,
Seine Sterne zu versagen;

Kannst dem Adler du gebieten,
Sich zur Sonne nicht zu wagen —
Dann gebiet' auch meinem Herzen,
Nicht in Lieb' für dich zu schlagen!

IV.

Du schauest träumend vom Altan
Tief in den See zu deinen Füßen;
Die Nachtigall, um dich zu grüßen,
Stimmt ihre weichsten Lieder an.

Durchwallend still den Pfad der Nacht
Prangt hoch der Mond im hellsten Schimmer,
Ausgießend seinen Zauberflimmer
Auf deine schlanke Gliederpracht.

Orangenhain in lauer Luft
Regt leise säuselnd seine Zweige,
Daß als ein Opferbalsam steige
Der Schönsten, Dir, sein schönster Duft!

Du bist die Sehnsucht der Natur;
Dir huld'gen Düfte, Glanz und Töne,
Doch alle sind, o holde Schöne,
Dir Boten meiner Liebe nur!

V.

Dein Auge dünkt mich oft ein See,
Von Zauberschein umwebt,
Aus dessen Wellen eine Fee
Die feuchten Glieder hebt.

Des Lotos duft'ge Blüthen zieht
Sie aus dem langen Haar,
Von ihrer Lippe tönt ein Lied
Berauschend wunderbar.

Und wie sie singt, schlingt sie um sich
Den Schleier, licht und rein;
Da ist es mir, als zög' es mich
In ihre Flut hinein.

O singe, singe, holde Fee,
Dein wunderreiches Lied!
Wie all mein Leid, wie all mein Weh
Verbraust, verrauscht, entflieht.

VI.

Sängerin der Wiesenpfade
Und der Waldeseinsamkeit,
Liederübende Cicade,
Holde Diebin du der Zeit!

O wie gleichst du ihr, die Schlingen
Mir um Herz und Haupt gespielt,
Die mich süß verlockt mit Singen
Und mich um die Zeit bestiehlt.

VII.

Die Sage spricht: wo tief ein Schatz
Im Schooß der Erde ruht,
Da brennt ein Feuer in der Nacht,
Da hält ein Kobold Hut.

Der Magier aber schleicht herbei,
Der kennt ein mächtig Wort,
Das schnell den argen Hüter bannt,
Und hebt empor den Hort.

So ist dein großes Auge mir
Ein wundersames Licht,
Das aus der seidnen Wimper Nacht
Wie Zauberfeuer bricht.

Es wacht ob einem seltnen Schatz:
Der ist das Herze dein.
Wie gerne höb' ich ihn empor,
Fiel' nur das Wort mir ein!

VIII.

In den Sternen steht geschrieben,
Jedes Menschen Loos auf Erden;
Sollt' ich deshalb gram dir werden,
Daß ich sterben soll am Lieben?

Nein ich will es ruhig tragen;
Aber daß ich's völlig lerne,
Laß mich täglich meine Sterne,
Deine Augen, drum befragen!

IX.

Ein seltnes, räthselhaftes Buch
Ist mir dein Angesicht,
Auf jeder seiner Seiten steht
Ein blühendes Gedicht.

Doch wenn ich lesen will darin
Recht tief versenkt und stumm,
Schlägt mir der Schalk in deinem Aug'
Die Blätter listig um.

X.

Auf dem Gipfel eines Berges
Stand ich frei im Sonnenstrahl,
Voll Entzücken rief ich jauchzend
Deinen Namen in das Thal.

Und die Schläferin im Felsen,
Echo, wurde plötzlich wach,
Sprach, von Kluft zu Kluft erklingend,
Deinen holden Namen nach.

Tief im Thal die grünen Bäume
Haben froh ihr Haupt bewegt,
Blüthen in die Luft verstreuend,
Die so süßen Namen trägt.

XI.

Ein stiller Sonntag ist im Land.
Wohl bist du schweigend jetzt getreten,
Das schwarze Buch in weißer Hand,
In's Gotteshaus um fromm zu beten.

Mich aber hat der junge Tag
Auf einen Felsen hingetrieben,
Der Orgel Ton, der Glocke Schlag
Sind unten tief im Thal geblieben.

Hier, wo die Bergluft mich umweht,
Will ich der Lieb'gedanken pflegen,
Das heiße Haupt, nicht zum Gebet,
Zum Traum an's Moos der Stämme legen.

Auf meiner Sehnsucht Schwingen gern
In deines Zaubers Kreise eilen,
Dir nah' im Geist, und doch so fern,
Die fromme Andacht mit dir theilen.

XII.

O Sehnsucht, liebes süßes Weh,
Das tief sich in mein Herz geschmiegt,
Sich leise auf und nieder wiegt,
Wie schwanke Lilien auf dem See;

Das wie ein schlankes scheues Reh
Im grünen Busch verstohlen liegt;
Das durch die linden Lüfte fliegt,
Als eine Taube weiß wie Schnee;

Das, wo ich steh' und wo ich geh',
Mit holder Lockung mich bekriegt,
Und allen Widerstand besiegt,
Wie ein Gesang der Wasserfee!

XIII.

Mein Aug' geht gar zu gern bei deinem Aug' zu Gast,
Leis zittert meine Hand, wenn sie die deine faßt.
Du bist ein schlanker Stamm, wie gerne rankt mein Arm
Um deine Hüfte sich als treuer Epheuast!
Dein Nacken weiß und rund — gestatte, holdes Kind,
Daß er mir tragen hilft der Liebe süße Last!

XIV.

Ich schau' empor zum Abendstern,
Als ob ich dich darin erblickte,
Dich süßes Leben, der ich gern
Die schönsten Liedergrüße schickte.

Du bist der liebe, linde Strahl,
Der mir die trübe Seele hellet:
Wie Morgenlicht ein dunkles Thal
Mit warmen Fluten überwellet.

Du nimmst mein ganzes Wesen auf,
Dem Strome gleich, deß reine Wogen
Den wilden Bach nach kurzem Lauf
In seine Tiefe hingezogen.

XV.

Und wieder singt die Nachtigall
Ihr allerschönstes Lied zur Nacht,
Und wieder sind die Sterne all'
Wie meine Sehnsucht aufgewacht.

Ich streife noch durch Busch und Strauch,
Allein! — so ist mir wohl fürwahr;
Der Abendwind mit lauem Hauch
Streut Blüthen mir auf Bart und Haar.

Ich denke dein! hoch über mir
Ein schöner Stern so licht und rein;
Mir ist, als säng' er still von dir:
Sie denket dein! sie denket dein!

XVI.

O Hain, wie deine Kronen all',
Im Schmuck der Blüthen sanft geröthet,
Ausduften einen Seufzerhall,
Wenn dich die erste Nachtigall
Mit süßem Lied auf's Neu durchflötet!

Wie zittern deine Säulen, Dom,
Und deine Bogen kühngeschwungen,
Wenn dich der volle Orgelstrom,
Umwölkt von heiligem Arom,
Zum erstenmale ganz durchklungen!

Jung' Menschenherz, du Himmelssaal,
Den Englein hüten an der Schwelle,
Wie bebst du, wenn zum erstenmal
Dich tief durchzuckt der Liebe Strahl
Mit seiner ganzen Morgenhelle!

XVII.

Die Welt, die gar so gern Geheimnisse belauscht,
Ahnt nicht, daß du dein Herz für meines umgetauscht,
Denn wir verbergen schlau der Liebe Blick und Wort,
Wenn lärmendes Geschwätz der Thoren uns umrauscht.
Der ist ein Kluger nicht, der sich der Menge zeigt,
Wenn ihn bei frohem Mahl des Weines Geist berauscht;
Doch thörichter ist der, der nicht verhehlen kann,
Daß seine trunkne Brust der Liebe Quell durchrauscht.

XVIII.

Dein Blick hat von der Stirne mir
Die Falten weggewischt,
Die welken Blumen in der Brust
Mit mildem Thau erfrischt.

Dein Wort hat aus der Seele mir
Den Mißmuth weggescheucht,
Wie Nebelgrau bei Windeshauch
Im Thale rasch entfleucht.

Dein Kuß, ein warmer Sonnenstrahl,
Drang tief in's Herz hinein,
Als sollte da, wo Winter war,
Auf einmal Frühling sein.

XIX.

Die Geige schwirrt, der Lüster flammt,
Die Jugend tanzt, die Alten spielen;
Sie rauscht daher! ihr Kleid von Sammt
Streift des Parketes glatte Dielen.

Wie sie so stolz den Saal durchwallt,
Weht leises Flüstern ihr zum Preise;
Man rühmt die herrliche Gestalt,
Der Locken Schwarz, des Nackens Weiße.

Elastisch ist ihr Gang, ihr Schritt,
Und Grazie jegliche Bewegung;
Die Damen selber loben mit,
Bekämpfend stillen Neides Regung.

Sie spricht mit mir, was man so spricht:
Vom Wetter, von des Herbstes Kühle,
Vom allzu grellen Kerzenlicht
Und von der blumenduft'gen Schwüle.

Sie schlägt den Fächer auf und zu,
Blickt seitwärts nach den Girandolen —
Doch leise drückt ihr Atlasschuh
Auf meinen Fuß jetzt ganz verstohlen.

Das ist der Lieb' geheimer Gruß!
Wenn Zeit und Ort die Lippen scheiden,
Drückt sacht der Fuß des Liebsten Fuß,
Denn qualvoll wär ein völlig Meiden.

O süße List, die Lieb' ersann,
Unmerkbar Suchen, sanft Berühren!
Bis an mein klopfend Herz hinan
Kann ich das stumme Grüßen spüren.

In unserm Antlitz nicht ein Zug,
Der des Verräthers Argwohn weckte —
Die sammtne Hülle deckt genug,
Was schlimme Welt so gern entdeckte!

XX.

O komm mit mir zur duft'gen Laube, komm!
Aus ihren Zweigen girrt die Taube: komm!
Am Bergesabhang rauscht der Silberbach,
Dort reift zu süßem Wein die Traube, komm!
Ein sanfter Hauch bewegt die grüne Saat
Und flüstert in dem Blüthenstaube: komm!
Die Lilie öffnet sehnend ihren Kelch,
Gibt ihren Duft der Luft zum Raube, komm!
Der bleiche Mond schifft langsam durch die Nacht
Und spricht mit weißem Licht: o glaube, komm!
Die Liebe ist ein kühner Edelfalk,
Löf' ihm mit güt'ger Hand die Haube, komm!

XXI.

O Laube du, so duftig und verschwiegen,
In die verstohl'ne Liebe gerne flieht!
Du magst die Zweige dicht zusammenbiegen,
Daß nicht des Tags Verrätherauge sieht,
Wie sich die Herzen aneinander schmiegen.

Und du halt' Wache an der grünen Schwelle,
Mein treuer Hund, der ihrem Rufe hört;
Und naht ein Lauscher dieser heil'gen Stelle,
Der das Geflüster deiner Herrin stört:
Schlag' an, daß er entflieht mit scheuer Schnelle!

O süße Andacht hier an diesem Orte!
Ein stiller Tempel ist dieß Blüthendach;
Die Liebe haucht die frommen Segensworte,
Der Lüfte reges Säuseln spricht sie nach,
Und Treue liegt als Wächter an der Pforte.

XXII.

O süß Geschwätz der unbelauschten Liebe,
So reich an Sinn, so arm doch an Verstand,
Zu träumen, Aug' in Aug' und Hand in Hand,
Als ob des Lebens Frühling ewig bliebe!

Was uns den Geist beschwerte, ist verschwunden;
Der Schmerz entschlummert, wie bei Mittagsglut
Der Schnitter schlummernd auf den Garben ruht,
Die er geschnitten selbst und selbst gebunden.

Und Frieden sinkt auf unsre Seele nieder,
Wie sanfter Mondschein einer Sommernacht,
Indeß im duft'gen Blüthenbusch erwacht
Die Nachtigall und singt sehnsücht'ge Lieder.

XXIII.

Ich fuhr im Kahn mit meinem Weh,
Die Nacht war kühl und klar;
Da sah ich unten tief im See
Ein Sternlein wunderbar.

Und als zum blauen Himmel fern
Die Augen ich gewandt,
Da sah ich, wie derselbe Stern
Hoch droben leuchtend stand.

Der oben stralt mit sanfter Glut
Das ist der Stern allein,
Der in dem grünen Schooß der Flut
Ist nur sein Wiederschein.

Mein fernes Lieb, so treu und mild,
Ein solcher Stern bist du!
Mein Herz umschließt dein Spiegelbild
Mit seiner tiefsten Ruh.

XXIV.

Das tück'sche Meer verschlang ein liebes Blatt,
Das mir des Liebchens Hand gesendet hat.

Vielleicht, daß es alsbald die Nymphe fand
Und es jetzt nächtlich liest am stillen Strand.

Die Luft, die kühl der Nymphe Haar durchweht,
Sucht zu erhaschen, was im Briefe steht.

Die Wogen wallen her und tragen fort
Mit dumpfem Rauschen manches süße Wort.

Die zarte Schrift, ein zierliches Gedicht,
Liest nun der Mond mit klugem Angesicht.

Ach, Alles was die Sehnsucht mir vertraut,
Wird jetzt am Strand belauschet und beschaut!

Es wird, was streng den Menschen ich verhehlt,
Von Nymphen, Wellen, Wind und Mond erzählt.

XXV.

O forsche nicht dem Grame nach,
Der dumpf in meiner Seele brütet!
Leg' deine Hand mir auf das Haupt,
Und jeder Sturm hat ausgewüthet.

Und aus zerrißnen Wolken stralt
Des Mondes Antlitz ruhig nieder;
In meinem Innern ist es Nacht —
Doch eine *stille* Nacht ist wieder.

XXVI.

Der rauhe Herbst reißt von den Bäumen
Das welke Laub mit frost'ger Hand,
Und legt ein Trauern und ein Träumen,
In Nebelstreifen, auf das Land.

So fiel auch Blüthe hin an Blüthe,
Als mich des Lebens Ernst umstarrt,
Bis daß mein Frühling im Gemüthe
Ein Trauern wie im Herbste ward.

Was lockst du mich? o laß mich ferne!
Dient dir ein herbstlich Herz als Raub?
Ach, frohe Jugend wallt nicht gerne
Im abgewehten welken Laub!

XXVII.

O traue nicht der Farbe meiner Wangen,
Die meines Lebens frühes Abendroth!
Ein letztes Glühn — der Tag ist schon vergangen,
Bald naht die Nacht, wo Alles stumm und todt.

Dann sind verklungen alle meine Klagen,
Die Augen starr, die deine Schönheit sahn;
Doch wenn du hörst im Lenz den Sprosser schlagen,
Dann wehe dich ein mild' Erinnern an!

XXVIII.

Mit den Rosen auf den Wangen
Und dem Frühling tief im Herzen
Mag es dir gar leicht gelingen,
Ueber Andrer Leid zu scherzen.

Aber sage, wird's gelingen,
Mit der Liebe tief im Herzen
Und den Lilien auf den Wangen,
Leicht zu spotten fremder Schmerzen?

XXIX.

Ich lese stumm in deinem Angesicht,
Mit tiefem Schmerz, mein eigen Strafgericht;

Denn was ich früh verbrach an fremdem Glück,
Gibt nun dein strenges Auge mir zurück.

Indem du mich aus deiner Näh' entfernst,
Stellst du mich selbst mir gegenüber ernst.

Du lehrst mich schaun in meine Seele tief,
Zu seh'n was dort versunken und entschlief:

Dem Schiffer gleich, der durch die Wogen zieht,
Im Meeresgrund versunkne Städte sieht.

Du bist mir die Vergeltung trüb und hart,
Raubst ob Vergangnem mir die Gegenwart.

XXX.

Der Schwalbe gleich, die froh die Kunde bringt,
Daß jetzt des Winters rauhe Macht zerstiebe,
Daß schon der Lenz die Siegesfahne schwingt —
Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

Um Hain und Hügel schwamm ein Meer von Duft;
Als ob die Zeit der Knospen ewig bliebe,
So schwirrt' und klang es jubelnd durch die Luft —
Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

Nun schwankt die Distel, Blätter fallen hin,
Der Frost verscheucht des Frühlings bunt Getriebe.
Wo ist der Blüthen holde Künderin? —
Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

XXXI.

Es ist ein tiefes Wort, tief wie das Meer,
So übervoll an Schmerz, an Glück so leer;
Es faßt wie Orgelton, wie Glockenklang,
Tönt wie am Grab ein schmerzlicher Gesang,
Wie einer Scholle Bruch am Sarge hohl:
Leb' wohl!

XXXII.

O weich geschaffnes süßes Frauenherz,
Das, wenn es auch im letzten Kampfe bricht,
Doch nur von Segen und Vergebung spricht
Und stumm erträgt den herben Todesschmerz!

Das aus dem Hügel, wo die Urne steht,
Als wunderbare Zauberblume sprießt,
Die auf schlaflose Augen Schlummer gießt
Und Frieden in die Brust des Schuld'gen weht!

XXXIII.

Du bist nicht todt, ruhst du im Grabe auch,
Du lebst für mich — mir bist du nicht geschieden;
Du schwebst um mich als duft'ger Frühlingshauch
Und singst als Nachtigall in's Herz mir Frieden.

Als schöner Stern, als flüchtig Traumgebild,
In jeder Blume blühst du mir entgegen;
Du klingst im Bache, rauschest im Gefild —
Ich fühle dich und deiner Liebe Segen.

Wir waren eins, wie Baum und Wurzel sind,
Wir sind auch eins nach deinem Tod geblieben;
Du tief im Grabe — mich durchbraust der Wind,
Und daß ich blühe, dank' ich deinem Lieben.

XXXIV.

Von meinem Lieb verwahr' ich,
O wie erinnrungsreich!
Zwei Rosen, eine purpurn,
Die andre weiß und bleich.

Die rothe Rose schenkte
Sie mir an jenem Tag,
Da sie zum erstenmale
An meinem Herzen lag.

In Thränenthau erblühet
Brach ich die zweite ab,
Als ich auf Allerseelen
Besucht ihr stilles Grab.

XXXV.

Als ich sie alle in's Feuer warf
Die süßen Pfänder, die lieben Zeilen,
Da schnitt es mir durch die Seele scharf,
Als müßt' ich das Loos der verbrennenden theilen.

Doch wie die Flamme verloschen nun,
Da reute mich tief mein grausam Thun;
Mir war, ich wußt' es kaum zu deuten,
Als hört' ich von fern ein trübes Läuten.

Es war ein seltsamer, ernster Klang,
Den traurigen Tönen zu vergleichen,
Womit begleitet den Zug der Leichen
Das Lied der Glocke, so dumpf und bang.

Was nützt es mich, daß sie vernichtet sind,
Ein duftender Raub von der Flamme verschlungen?
Die Blüthen des Frühlings entführt der Wind,
Doch nicht des Frühlings Erinnerungen.

XXXVI.

Einmal nur für alle Orte, liebe Seele glaube mir!
Klopft das Glück an deine Pforte; liebe Seele glaube mir!
Nicht zum zweitenmale blüht die süße Frühlingsblume
Liebe,
Wenn sie einmal kalt verdorrte; liebe Seele glaube mir!
Was die Lippen auch betheuern — die Verheißungen und
Schwüre
Sind nur Echo früh'rer Worte; liebe Seele glaube mir!
Einmal läßt der Schatz sich heben, doch erlosch das Zauber-
feuer,
Nahst du niemals mehr dem Horte; liebe Seele glaube mir!

XXXIV.

Einmal nur für alle Orte, liebe Seele glaube mir!
Kehrt das Glück an deine Pforte; liebe Seele glaube mir!
Nicht zum zweitenmale blüht dir jene frühlingsfrische
Röthe,
Wenn sie einmal sich verfärbte; liebe Seele glaube mir!
Was die Lippen auch betheuern — die Betheuerungen und
Schwüre
Sind nur Echo leerer Worte; liebe Seele glaube mir!
Einmal läßt das Leben sich heben, doch erlischt das Zauber-
feuer,
Wohnt es niemals mehr beim Horte; liebe Seele glaube mir!

Vermischte Gedichte.

Erstes Buch.

Frühlingslied.

Wie es grünt und blüht im Hag,
In den Lüften welch ein Leben,
Lerchenwirbel, Finkenschlag
Und ein lustig Schwalbenschweben!
Knospen hat ein jeder Strauch,
Blüthen jeder Baum genommen,
Sonnenschein und duft'ger Hauch —
Frühling, Frühling ist gekommen!

Lang vom Frost gebund'ner Strom,
Ströme nur und rausche wieder!
Halle nur vom alten Dom,
Festliches Geläute, nieder!
Hoch am Berge, tief im Thal
Will sich Alles neu bewegen,
Um der Gräber Kreuz und Mal
Selbst die bunten Kränze legen.

Schäume nur in trunk'ner Lust,
Dunkler Schachte Kind, o Quelle!
Stürze an die Felsenbrust
Deine sagenfrische Welle!
Was nicht blühn und grünen mag,
Soll doch in der Sonne prangen;
Denn ein heller Freudentag
Sei für Alle aufgegangen!

Frühlingswind, in freier Flucht
Will ich mit dir feldwärts streifen.
Welche reiche Segensfrucht
Seh' ich aus den Keimen reifen!
Jede Scholle bricht und schon
Blickt der Halm aus ihrer Wunde;
Durch die Lüfte klingt ein Ton —
Eines neuen Bundes Kunde.

Wald, so lang mit Reif belegt,
Deine Sänger singen wieder;
Ueber deinen Wipfeln regt
Schon die Taube ihr Gefieder.

Noah's Botin, möchtest du
Doch ein duftig Oelblatt tragen
All' den kranken Herzen zu,
Die da tiefbekümmert schlagen!

Vogelsang.

Der Frühling kommt, der Frostbezwinger,
Haucht in den Wald die grüne Lust
Und klopft mit sanftem Blumenfinger
Dem Vöglein an die bunte Brust.

Das will den süßen Gruß erwiedern,
Schmettert ihm frisch den seinen nach;
Ruft so mit lauten Willkommliedern
An Busch und Strauch die Blüthen wach.

Aufrauscht der Forst, die Quellen fließen,
Durch's Dickicht bricht das scheue Wild,
Die Sonne lehrt die Halme sprießen,
Die Falter flattern durch's Gefild.

Die kurzen Tage werden länger,
Die linden Morgenlüfte nahn —
Und all' dieß hat der kleine Sänger
Mit seinem kecken Gruß gethan.

Frühlings-Telegramme.

1.

Es trieb Prinz Lenz mit starker Hand
Den König Winter aus dem Land.

Einzog mit seiner ganzen Schaar
Der junge Held, den Kranz im Haar.

Er trug ein Kleid von grünem Laub,
Voll Rosenblut und Blüthenstaub,

Auf seiner Brust ein Ordensstern
Mit goldigglüh'ndem Strahlenkern,

Und ihm zur Seite ritten fest
Der laue Süd, der feuchte West.

Waldsänger sangen ihm zur Ehr'
Und Knospen sprangen vor ihm her;

Maiglöckchen waren flugs zur Hand,
Zu läuten durch das weite Land.

Die Lerche macht in früher Stund'
Dem Reich die Siegesbotschaft kund.

2.

Das ganze Land im Feierkleid
Schwört heut den Unterthaneneid;

Nicht Einer ist, der ferne bleibt
Und seinen Eid verweigernd schreibt.

Der weite Wald, der breite Strom,
Sie rauschen unterm blauen Dom,

Das Feld, der Hain, die Wiesenflur,
Sie jauchzen hell den grünen Schwur.

Wenn auch die Blätter in dem Reich
An Farb' und Form nicht alle gleich:

Heut werden sie des Lobs nicht satt
Vom größten bis zum kleinsten Blatt.

Der junge Fürst regiert beglückt,
Dieweil sein Lächeln schon entzückt;

Wer bittend naht, dem reicht er hold
Mondsilber oder Sonnengold.

Im ganzen Land ein Trieb, ein Drang,
Ein Schmettern, Trillern und Gesang!

3.

Schreck und Bestürzung herrscht im Staat:
Ein mördrisch Nachtfrostattentat!

Der theure Prinz ging unbewacht,
Da überfiel man ihn bei Nacht;

Es hat den bösen Streich gewagt
Selbst der Tyrann, der kaum verjagt.

Herr Wind von West vernahm Geschrei,
Zog flugs sein Schwert und flog herbei,

So hat er noch zur rechten Zeit
Den schwer getroffnen Herrn befreit.

Des Prinzen Wohl, das Wohl vom Land
Liegt nur allein in Gottes Hand.

Der Mörder floh, so viel man weiß,
In rauher Berge Schnee und Eis.

Die Boten fliegen fern und nah,
Dem Land zu künden, was geschah.

Voll Schrecken starren Bach und Teich,
Und Höhn und Thäler stehen bleich.

4.

Tio tio, ti ti tiang!
Horch auf, o Volk, und sei nicht bang!

Ihr Blumenglocken tönet heut
Froh euer festlichstes Geläut!

Der Stoß, von Mörderhand geführt,
Hat kaum des Prinzen Arm berührt.

Der Streich, der nach dem Leben schlug,
Ging, Gott sei Dank, nicht tief genug;

Der Leibarzt Regen war zur Hand
Mit mildem Balsam und Verband.

Es fühlt der Prinz nach kurzem Ruhn
Sich wieder wohl und kräftig nun,

Des Landes Räthe sah er schon,
Und sicher steht der junge Thron.

Von Sternenkerzen reich erhellt,
Sei heute Nacht, beglückte Welt!

Kund und zu wissen überall!
Der Maiminister: Nachtigall.

Gebirgsmorgen.

Fern aus purpurnen Wellenhügeln
Hebt sich der Gott, sein weißes Gespann
Treibt er mit den schimmernden Zügeln
Rasch zu muthigem Laufe an.
Die ambrosischen Locken sind
Von der Flut des Meers noch gefeuchtet;
Leis durchspielt sie der singende Wind,
Und das blühende Antlitz leuchtet.

Um der Berge riesige Hüften
Fließen die grauen Nebelflöre,
Bis zum Wipfel der letzten Föhre
Wallen sie aufwärts aus den Klüften;
Schweben und streben, um sich zu finden,
Sich zu heben und zu verbinden,
Wollen das ruhige Aetherblau,
Tiefgefaltete Felsenstirnen,
Blumige Matten, blitzende Firnen
Neidisch hüllen in tiefes Grau.

Phöbus Apollo, vollende den Sieg!
Mit den weithin treffenden Pfeilen
Suche den tückischen Feind zu ereilen,
Der der sickernden Schlucht entstieg!
Auf den schroffen, rissigen Zinken
Laß ihn stürzen und niedersinken;
Auf der Felswand dürstendem Moose,
Kletternder Ziegen kärglicher Weide,
Lieg' er gebettet, als Thaugeschmeide
Hell umfunkelnd die Alpenrose!

Denn sich hebend aus nächtlichem Sitz
Trägt er hinauf mit schädlichem Wollen
Bergerschütterndes Donnerrollen
Und den wipfelzündenden Blitz;
Schwellt mit schlammigen Regengüssen
Silberner Bäche friedliches Fließen,
Daß sie tosend zu Thale schießen,
Gleich den flammigen Lavaflüssen,
Wild aufrauschend, herunterspringend,
Hütten zerstörend, Saaten verschlingend,
Hohe Tannen vom Ufer haschend,
An zerbröckelnden Felsen waschend,
Bis sie krachend zur Tiefe jagen,
Mit der Heerde den Hirten erschlagen.

Mächtiger steigst du und höher empor,
Strahlender Gott! der Nebelflor
Zittert leise herab und sinkt,
Bis ihn die durstige Matte trinkt
Und das schrundige Felsgestein.

Goldene Sonne, der Tag ist dein!
Eines Wanderers Frühgesang
Und der Sennen helles Frohlocken
Preisen bei läutenden Heerdenglocken
Deinen erdumwandelnden Gang!

Die Alpenrose.

Hoch im Gebirg aus braunem Moose,
Von Eis umglänzt und halb verschneit,
Blüht still empor die Alpenrose:
Ein süß Gedicht der Einsamkeit.

Der lauen Frühlingslüfte Fächeln
Küßt ihre jungen Blätter nicht;
Sie steht wie ein verloren Lächeln
Im starren Felsenangesicht.

Die kalten Gletscherwände steigen,
Anthürmend mächtig Stück für Stück,
Und unbemerkt im ew'gen Schweigen
Wächst sie wie ein verschwiegen Glück.

O selig der, dem wohlgeborgen
Tief im durchfrosteten Gemüth,
Weit über allen Lebenssorgen,
Solch' eine süße Blume blüht!

Sommerabend.

Es ist so wunderschön, bei sommerlichen Zeiten
Durch's hohe Kornfeld still und einsam hinzuschreiten.
Auf weichem Purpurpfühl entschläft der müde Tag,
Läßt stumm die Dämmerung die kühlen Schatten breiten.
Auf Liedersprossen steigt die Lerche hoch herab,
Um auf's verborgne Nest die Flügel hin zu spreiten.
Die Grillen schlummern ein, nur manchmal wie im Traum
Erhebt die muthigste ihr taggewohntes Streiten.
Die Aehren neigen sich und nicken mit dem Haupt,
Als ob Gedanken sie aus ihrem Haupt befreiten.
Mit weichen Schwingen weht der milde Abendwind
Besänft'gend in die Brust vergang'ne Seligkeiten.
Man schlendert still dahin und läßt sich unbewußt
Die gelben Halme so sacht durch die Finger gleiten.

Waldträumereien.

1.

Wie schön, in tiefer Waldeseinsamkeit
Zu ruhen an der weichbemoosten Quelle!
Der Kukuk ruft, der wilde Häher schreit,
Ein Käfer summt auf warm besonnter Stelle.

Sonst Alles still! — Hoch in den Wipfeln schafft
Das schöne Licht, die Amme jedem Leben;
Ein leises Athmen ew'ger Werdekraft
Haucht aus der Blätter wunderbarem Beben.

Im Halm, im Strauch, im Baum derselbe Trieb,
Das räthselhafte Grünen und Ersterben,
Das immer gleich durch alle Jahre blieb,
Und das die Späten von den Frühen erben.

Was aus der Erde sprießt, kehrt wieder heim,
Von wo es kam, nach kurzen Blüthentagen.
Geboren werden, um den Todeskeim
Mit tausend Schmerzen in der Brust zu tragen,

Zu blühn und schon im Blühen zu vergehn,
Mit jedem Schritte näher dem Verstauben;
Wie welkes Laub im Herbste zu verwehn,
Beraubt zu sein, um Andre zu berauben!

Die Todesmahnung aus des Lebens Traum
Spricht tausendfältig in des Waldes Dämmern.
Still! hackt dort nicht ein Specht am grünen Baum?
Mir ist, als hört' ich einen Sarg verhämmern.

2.

Wer durch den Wald nicht reinen Herzens geht,
Den schreckt das Knistern, Flüstern und das Rauschen,
An jedem Baume, der vereinzelt steht,
Sieht er gespenstisch droh'nde Schatten lauschen.

Ihn ängstet, so ein Reh vom Lager springt,
Das scheu verborgen lag im dunkeln Laube;
Wenn tief im Holz ein Vogel lauter singt,
Das sanfte Gurren selbst der wilden Taube.

Denn in des Waldes tagdurchblitzter Nacht
Durchschauert dich ein seltsames Empfinden,
Du fühlst dich jenem Geiste nah gebracht,
Deß scharfem Blick Verborgenheiten schwinden.

Du siehst den Riesengeist aus seiner Spur
Sich dort unsichtbar sichtbar dir verkünden;
Wie alle warmen Adern der Natur
In einem einz'gen großen Herzen münden.

In dem, was welkte und auf's Neu begann,
Des ew'gen Rufs nothwendiges Gehorchen!
Dich weht ein Ahnen, ein Erinnern an
Im Vogelsang und in dem Duft der Forchen.

Doch wessen Seele gottesvoll und keusch
Mit seinem Schmerze geht auf Waldeswegen,
Den labt die Stille, tröstet das Geräusch
Und überströmt des Waldes ganzer Segen.

3.

Fern herüber von der Berge Hang
Tönt ein Burschenlied, vielstimm'ger Sang,
Aus dem Thale tief der Glocke Klang.

Durch die grüne Wölbung hallt es fort,
Lustgeschwellte Melodieen dort,
Hier der frommen Kirche Ruf und Wort.

Sonntag ist's, der Ruhetag des Herrn,
In dem dunkeln Betstuhl knie't ich gern,
Gerne zög' ich mit den Sängern fern.

Meiner Seele leiser Zweifel fragt,
Was dem Herrn am meisten wohl behagt,
Wenn der siebte Schöpfungsmorgen tagt:

Jener Klang, der aus dem Thale flieht,
Jene Schaar, die in den Tempel zieht,
Und in heil'ger Andacht trunken kniet;

Oder jene, die in's Freie dringt,
Grüne Zweige um die Häupter schlingt
Und dem Leben ihre Lieder singt?

Ist das Dasein nur ein flücht'ger Kuß,
Ist es Heiligung, ist es Genuß?
Löset mir das Räthsel: was ich muß?! —

Rausche mir die Antwort, grüner Baum:
Ist das Leben nur ein schöner Traum,
Ist's von edlem Weine nur der Schaum?

Aus dem Wipfel sich ein Vogel schwang,
Schmettert' in die Luft den hellen Sang,
Der wie Auferstehungsjubel klang.

4.

Milder drückst du mir die Augen zu,
Holder Schlaf, in tiefer Waldesruh;
Wo das Lied der Grille nicht verstummt
Und ein Bienchen bald mich eingesummt.

Alles ruft mir zu: willkommner Gast!
Sanftgeschwelltes Moos lädt mich zur Rast,
Und der Baum, der Dryas grünes Haus,
Breitet mir die Schattendecke aus.

Schöner Gott, der Jugend zugethan!
Leise fühl' ich dich und freundlich nahn,
Wie ein Liebender mit scheuem Schritt
An das Lager der Geliebten tritt.

Auf die Wimper legst du mir die Hand,
Hüllst mich in dein duftiges Gewand,
Stiller wird es — Busch und Baum zerrinnt,
Und der Träume süßes Spiel beginnt.

5.

Leise öffnet sich der Buche Stamm,
Einer lieblichen Dryade Sitz,
Und die scheue Göttin schlüpft heraus.
Flüssig Gold in reichen Wellen, rollt
Auf den Nacken ihr das schöne Haar,
Und ein Kranz von frischem grünem Laub,
Rothen Beeren, Blumen aus dem Wald
Schmückt ihr Haupt, das ew'ge Jugend ziert.
Weißer als der jungen Lilie Kelch,
Um den keuschen Leib ihr Schleier fließt,
Der die schöne Form nur halb verhüllt.
Auf beblümten Pfaden schwebt sie hin,
Ohne daß ihr Fuß die Halme knickt;
Lockt ein Reh und gibt ihm kühles Moos,
Ruft die Taube aus dem nahen Nest,
Streichelt das Gefieder ihr und wirft
Einem Eichhorn freundlich Nüsse zu.
In die Quelle taucht sie ihren Kranz,
Schwingt ihn kindesfroh hoch in der Luft,
Daß ein Perlenregen niederfällt

Auf die Kräuter und das duft'ge Gras.
Wie den Fremdling sie im Moos erschaut,
Flieht zum Baum sie, wie von Furcht erschreckt,
Und die Pforte schließt sich hinter ihr.
Doch von holder Neugier bald verlockt,
Schaut sie listig aus dem Stamm heraus
Und entdecket, daß der fremde Gast,
In den Arm das müde Haupt gedrückt
Und von Sommervögeln keck umschwirrt,
In dem Moose ruhig liegt — und schläft.
Auf den Zehen schleicht sie sacht heran,
Schaut dem Schläfer lächelnd ins Gesicht,
Der sich leise regt im schönen Traum;
Denn die Augen dringen in sein Herz,
Wie des blinden Knaben schärfster Pfeil;
Augen sind es, jenen dunkeln gleich,
Die er oft in süßer Schwärmerei
Sein geliebtes Sternenpaar genannt.
Eine Aehre faßt die Schelmin jetzt,
Streichelt leise ihm um Mund und Bart,
Um zu sehen, ob er wirklich schläft,
Oder, ihr zu schaden, so sich stellt.
Doch kein Lächeln zwingt ihr Spiel ihm ab,
Schlummernd schüttelt er das Haupt und murrt.
Und ob seines Unmuths still erfreut,

Klatscht sie fröhlich in die kleine Hand,
Schwingt sich dann behend auf einen Ast,
Wiegt sich dort und tändelt wie ein Kind,
Pflückt die Blätter von dem Zweig und wirft
Sie dem Schläfer in das Angesicht.
Immer mehr des Laubs faßt ihre Hand,
Immer mehr wirft sie auf ihn herab,
Daß sich bald ein kleiner Hügel wölbt
Auf des Schläfers wunschentbrannter Brust.
Tiefer athmet er, will sich befrein
Von der Decke, die ihn hält und drückt,
Strebt empor — und seufzet — und erwacht.
Die Dryade und der Traum entfloh;
In dem Walde sang der Abendwind,
Hauchte leicht die losen Blätter ab,
Streute sie dem Schläfer in's Gesicht,
Daß er wach werd', eh' der böse Thau
Ihm die schlummerwarme Stirne netzt.

6.

Freundliches Gestirn! der stillen Nacht
Ew'ge Lampe, vielgeprief'ner Mond!
Gieße mir dein mildes Silberlicht
Auf die Pfade, die mein Fuß betritt,
Daß ich wohl der Wege nehme Acht,
Die umschattet sind, auf daß mein Schritt
Junger Bäumchen zartes Wachsen schont
Und kein grünes Pflanzenleben bricht.

Langgezogne Klänge, tief und voll,
Tönen durch die Schlucht — des Jägers Horn.
Heimwärts schreitet er durch Busch und Dorn,
Er, des Forstes luftgebräunter Gast,
Der des Wilds verschwiegne Gänge kennt,
Der den Keim gelegt zu manchem Baum,
Nun schon reich bemoost an Stamm und Ast;
Der sich Sohn der schönen Freiheit nennt,
Denn die Freiheit wohnt im Waldpalast. —

Sieh die Hütte dort am Waldessaum,
Wo ein frisches Weib dem Schützen lebt,

Das wohl oft in banger Sorge bebt,
Daß dem Fernen droh' des Wildrers Groll.
Schöne Freude froher Wiederkehr,
Wenn den Langvermißten sie empfängt,
Liebevoll an seinem Halse hängt,
Ihm die Tasche nimmt und das Gewehr;
Seinen Jagdhund freundlich klopft und dann
An die Wiege zieht den müden Mann,
Wo, in weiche Kissen eingewiegt,
Des geliebten Gatten Abbild liegt!

Höchstes Glück und schönster Zeitvertreib:
Ein geliebtes Kind, ein treues Weib,
Einer Hütte friedenvoller Raum
Und davor die Quelle und ein Baum. —

Immer lichter wird der Tannenwald
Und des Weges Ende naht sich bald.
Aus dem Dunkel taucht der Lampen Strahl
Und die Stadt liegt breit vor mir im Thal.

Einen Tag hab' ich im Wald gesäumt,
Einen schönen Tag hab' ich verträumt.
Ueber meine Schwelle geht mein Fuß —
Still und einsam — ohne Kuß und Gruß.

Halali.

Einsamer Waldpfad, dich betret' ich gern,
Nichts Fremdes mischt sich hier in meine Träume,
Nur eines Hornes Klingen, das von fern
Herübertönt, durchzittert leis die Bäume.

So klang wohl einst im Thal zu Ronceval
Der Olifant von Rolands bleichem Munde;
Dieß aber kündet eines Hirsches Fall,
Der jetzt verendet tief im Föhrengrunde.

Ich werfe nieder mich in's hohe Ried,
Das Haupt hier an die alte Buche legend,
Und lausche still dem kurzen Todtenlied,
Das fern erstirbt, die Seele mir bewegend.

„O stolzer Hirsch, mit stattlichem Geweih,
Vielzackig, bastlos, schlank und flink von Läufen,
Durch's Dickicht brichst du nimmer, nicht mehr frei
Wirst du beim Abendroth den Berg umstreifen!

Emporgeschreckt durchstürmst du Wald und Flur,
Durchschwimmst den See, des sichern Todes Beute!
Auf der zurückgelaßnen frischen Spur
Folgt rastlos mit Geklaff dir stets die Meute.

Laut klopft das Herz dir. Müd und abgehetzt
Stellst du dich, dräuend mit den Prachtgewichtern;
Die Koppel reißt dich nieder — ach! — und jetzt
Bricht dir die zähe Thräne aus den Lichtern.

Voll Staub und Schweiß, am Boden liegst du nun,
Zum Todbett werden dir die todten Blätter.
Die Jagd ist aus, Hund, Roß und Reiter ruhn,
Und lustig tönt im Wald des Horns Geschmetter." —

Die Zweige rauschten leis, das Horn verklang,
Da ich so sinnend zu mir selbst gesprochen;
Stumm lag ich nun, doch dacht' ich ernst und lang
An manches Herz, das so gehetzt, gebrochen.

Der Bergwald.

O Wald, wie bist du schön und wunderbar,
Wenn deine Blätter sich im Herbste röthen
Und deiner Sänger liederreiche Schaar;
Vom ersten Nord erschreckt, verlernt zu flöten.

Wenn durch's Gestein, das lang durchhöhlt, zerborst,
Die seichten Bäche sich thalabwärts schleichen,
Mit gellem Ruf der Falk sich schwingt vom Horst,
Nach Beute kreisend über deinen Eichen.

Wenn auf der knorrigen Stämme Moos und Schorf
Des kalten Regens heft'ge Güsse klopfen,
Auf deine Heide, deinen Moor und Torf
Die stillen Thränen feuchter Nebel tropfen.

Wenn fern erlischt das müde Tageslicht,
Sein letztes Gold noch deinen Wipfeln schickend,
Indeß der Brunsthirsch durch die Dickung bricht,
Mit scharfen Enden welke Zweige knickend.

Stolz in den Nacken wirft er sein Geweih,
In heißer Lust beginnt er tief zu röhren,
Die scheuen Thiere lockt sein wilder Schrei,
Die äsend hinziehn durch die schwarzen Föhren.

Bald naht ein zweiter Hirsch, gelenk und groß,
Den Thalgrund schüttern rauhe Kampfesklänge,
Es dampft das Gras von schlanker Läufe Stoß
Und weithin dröhnt das Schlagen der Gestänge.

Der Bergwald rauscht dazu! Das Abendgraun
Naht langsam sich, wie schüchtern, dem Reviere;
So streiten sie: mit platten Häuptern schaun
Aus dunklem Busch, des Kampfes Preis, die Thiere.

Jetzt kracht ein Schlag von sieggewalt'ger Wucht —
Darob erwacht vom Schlaf der Häher wieder —
In weiten Sätzen nimmt der Feind die Flucht,
Fegt noch im Fliehen Laub und Zweige nieder.

Der Andre schleudert stolz nun in die Luft
Den Siegesruf, zum Busch jagt dann der Schreier —
Die Herbstnacht legt auf's Dickicht ihren Duft
Und breitet über's Thal den Nebelschleier.

Die Windsbraut.

Aus dem waldigen Felsgeklüfte
Springt die Windsbraut, die trotzige Maid,
Rauschenden Haars, um ihre Hüfte
Klirrt das blitzende Panzerkleid;
Fährt durch den Strauch
Mit erschütternden Athems Hauch,
Schreit hinein in die bangende Welt:
Ist ein Kämpfer, der mir sich stellt,
Komm' er heran in Bälde! —
Zitternd stöhnt das Gewälde.

Ungebändigt, mit Riesenkraft
Faßt sie den mächtigen Tannenschaft,
Schüttelt ihn wild, daß weit in's Grün
Duftige Nadeln niedersprühn.
Beugt ihn tiefer und rastet nicht,
Bis der ächzende Waldhüne bricht,
In des krachenden Falles Wucht
Mit sich reißend, was um ihn heut

Noch des herbstlichen Strahls sich gefreut.
Echo rollet von Schlucht zu Schlucht.

Und sie schreitet den Wald entlang,
Hell anstimmend auf ihrem Gang
Den titanischen Schlachtgesang.
Fahles Laub
Wird zu hochaufwirbelndem Staub,
Denn ihr wechselnder Schritt ist schwer.
In zerstörender Flucht
Ueber der Berge rissigem Kamm
Sucht sie den Sturm, ihren Bräutigam,
Der in felsumgürteter Bucht
Tief durchwühlet das donnernde Meer,
Nach dem Riff
Jagt das kämpfende Feuerschiff
Und die Wogen wälzt hinterher.

Aber am Steuer entschlossen und sinnend
Steht der Mensch mit dem ruhigen Muth,
Ueber die stürmende Meeresflut
Den erhebenden Sieg gewinnend.

Der Bergbach.

Aus der Waldnacht, tief und heilig,
Rauscht der felsentsprungne Bach;
Ueberschäumend, jugendeilig
Stürzt er nach dem Thale jach.

Unaufhaltsam strömt die Welle
Ihre Bahn, voll Uebermuth;
In das warme, sonnenhelle
Leben strebt die klare Flut.

Ueberbraust die mächt'gen Dämme,
Hat den Felsblock durchgewühlt
Und die Wurzeln hoher Stämme
Bloßgewaschen, losgespült.

Seine wilden Wogen tragen
Von den Höhen, schroff und kahl,
Frische Märchen, dunkle Sagen
In das wiesenduft'ge Thal.

Er erzählt vom kühnen Sprunge
Scheuer Gemsen, die er letzt;
Von des Wolfes blut'ger Zunge,
Die sein Wasser kühlend netzt;

Von der Elfe weißem Leibe,
Den er nächtlich oft umrauscht,
Während hoch des Mondes Scheibe
Durch die grünen Blätter lauscht:

Wie sie aus krystallnem Bade
Furchtsam in die Büsche flieht,
Wenn auf stillem Waldespfade
Ein frühwacher Jäger zieht. — —

Wie er stolz und silberprächtig
Von des Berges Brust sich löst,
Zornesmuthig, jugendmächtig
Jedes Hemmniß seitwärts stößt;

Wie er tosend, ohne Friede
Jede Schranke überspringt:
Gleicht er einem Freiheitsliede,
Das der Berg dem Himmel singt.

Herbstklänge.

1.

Die Schwalben ziehn, das Laub ist roth!
Wo ist der Frühling hingekommen?
Ist er den Fluß hinabgeschwommen,
Liegt er im fahlen Walde todt?

O helft mir finden seine Spur,
Laßt uns den schönen Knaben suchen!
Er liegt vielleicht am Stamm der Buchen,
Die Welt vergessend, schlafend nur.

Und ist er todt, so laßt uns sacht
Des Holzes letzte Blätter brechen,
Ihn still bestattend leise sprechen:
So welkt die Freude über Nacht!

2.

Wir streifen nicht mehr
Durch Berg und Thal,
's ist Herbst geworden
Mit einemmal!
Die Blätter fallen,
Der Hain ist stumm —
Warum so traurig
O Herz, warum?

Die Bäche tosen,
Der Kranich flieht,
Und willst du fragen
Wohin er zieht?
Auf öden Flächen
Kein warmer Strahl —
Laß mir die Trauer,
Die Welt ist kahl!

Am See.

1.

Langsam zieht der stille Schwan
Feuchte Gleise in die Wogen;
An das Ufer hat den Kahn
Müd der Schiffer hingezogen.

Weiden flüstern, und das Rohr
Neigt sich lispelnd auf und nieder;
Singen wohl den Wellen vor
Leise linde Schlummerlieder.

Fern die Nachtigall im Hain
Schlägt in Wonne ganz versunken,
Wie berauscht vom Mondenschein
Und von Rosendüften trunken.

2.

Nun ist es still, du bist geschieden
Und nahmst die schönen Tage mit;
Auf öden Wegen hallt mein Schritt,
Einsam am Ufer such' ich Frieden.

Es wölbt der See die Wellenhügel,
Im Schilfe ruft die junge Brut,
Die Schwalbe streift die klare Flut
Mit ihrem spitzen Wanderflügel.

Mir tief im Herzen leise, leise,
Regt sich ein Wunsch von süßer Art:
Zu fernem Flug, zu freier Fahrt,
Es möchte rüsten sich zur Reise.

Durch weiche Lüfte möcht' es fliehen,
Dir nach, auf die beglückt're Flur —
Ach! auf der Sehnsucht Schwingen nur
Der treuen Lieb' Gedanken ziehen.

3.

In den Schooß der tiefen Flut
Schmiegt der Mond sein Angesicht,
Auf bethauten Gräsern ruht
Sein erquickend süßes Licht.

Nicht ein Lüftchen ist erwacht,
Und der See bewegt sich kaum,
Diese laue Sommernacht
Wiegt den schönsten Liebestraum.

Goldne Sterne glühen lind,
Funken sprühn im Moos umher,
All' die Blumenkelche sind
Wie von Wonnezähren schwer.

4.

Ueberall aus Busch und Strauch,
Aus den Wolken, aus dem See
Weht mich an ein trüber Hauch,
Sieht mich an ein Blick voll Weh.

Wenn ich müßig hingestreckt,
Wenn ich zieh' mit raschem Schritt,
Hat ein Ton mich aufgeschreckt,
Zieht ein bleicher Schatten mit.

Ein gescheuchter Vogel fleucht
Aus dem windbewegten Rohr —
Abgehärmt und thränenfeucht
Schwebt im See dein Bild mir vor.

5.

Durch Schilf und Büsche zieht der Pfad
Einsam den Uferrand entlang;
Die Welle plätschert am Gestad
Eintönig ihren Frühgesang.

Die Weide senkt ihr grünes Haar
In's Wasser tief, wie müd von Weh:
So blickt die Seele wunderbar
In der Erinnrung tiefen See.

Und schaut was froh empor gereift,
Was ungezeitigt niedersank,
Was wilde Stürme abgestreift,
Was rettungslos im Strom ertrank;

Und schaut — die Seele faßt es kaum
Und alle Worte künden's nicht!
Indeß am grünen Ufersaum
Sich immer gleich die Welle bricht.

Ave Maria.

Still liegt der See im Abendroth;
Im nahen Kloster zum Gebet
Zieht fromm der Glöckner jetzt am Strang,
Und leise, wellenüber, weht
Der Glocke tiefer, milder Klang;
Der Schiffer lenkt das schmale Boot
Und spricht: Ave Maria!

Die Wellen murmeln sachte, sacht;
Durch lauer Lüfte Säuseln klingt
Der Brüder ernster Chorgesang;
Ein lustig Fischlein überspringt
Nur hie und da den Wogengang.
Mit sanften Schritten naht die Nacht:
Ave, Ave Maria!

Der Mond steigt auf, sein weißes Licht
Gießt er befriedend in die Flut,

Die wallend ihm entgegen schwillt,
In Andacht rings die Schöpfung ruht,
Des Weihrauchs duft'ge Wolke quillt
Und jeder Hauch des Abends spricht:
Ave, Ave Maria!

Das Ave-Läuten.

Die Sonne rüstet sich zum Untergang,
Zur Abendandacht mahnt des Ave Klang.
Dem sinkenden vergläh'nden Strahlenball
Folgt, stets erneuend sich, der fromme Hall.
Eh' hier verstummt der Glocke ehrner Mund,
Giebt dort sich schon ein neu Geläute kund.
Ein fortgesetztes frommes Tönen flieht
Der Sonne nach, die ihre Bahnen zieht.
Wie sich die Weltenkugel langsam dreht,
Stets klingt die Glocke rufend zum Gebet.
So schlingt die Kirche mit geweihter Hand
Rund um die Erd' ein tönend Gürtelband.

Am Meer.

1.

Es stirbt der Tag und färbt mit Blut
Des klaren Himmels fernen Saum;
Es rauscht und braust die wilde Flut
Und wirft an's Ufer ihren Schaum.
Ein heilig Schweigen herrscht am Strand,
Als sei er warmen Lebens leer;
Nur ein Sturmvogel schwingt vom Sand
Hinaus sich über's dunkle Meer.

Mit sanftem Fittich scheucht die Nacht
Des Tages letztes Glimmen fern;
Schon grüßt herab in milder Pracht
Der Nacht Trabant, der Abendstern.
Wie er voll Ruhe in den Streit
Der zornbewegten Wogen schaut,
So steht in jedem Kampf der Zeit
Ein Haupt, das Frieden überthaut.

Die Luft, die von dem Wasser haucht,
Ist Gottes Odem, kraftgeschwellt,
Der die ergriffne Seele taucht
In der Gefühle Räthselwelt.
Er löscht hinweg, was ewig droht:
Des schönen Daseins trüben Schluß,
Denn an dem Meere gibt dem Tod
Das Leben seinen Bruderkuß.

Wie einst bei seiner Schafe Ziehn
Dem Hirten, der am Berg geruht,
Ein groß Gesicht, der Herr, erschien
In eines Busches Flammenglut:
So ist er täglich hier zu schaun,
Denn sichtbar rauschet er einher,
Umflogen von dem Abendgraun,
Voll Majestät am weiten Meer!

2.

Am Strand, wenn mit erneuter Glut
Stolz aus dem Meer die Sonne steigt,
Und rings die unbegrenzte Flut
Wie vor Anbetung trunken schweigt:
Bis dann der Frühwind kühl daher
So wie ein neues Werde saust,
Und nun dem Ewigen das Meer
Die tiefen Donnerhymnen braust:

Wenn von der Düne schaumerreicht
Die Möve sich vom Lager hebt
Und über'm Wasser frei und leicht
Wie ein Gedanke Gottes schwebt:
Am Strand, zu solcher Zeit am Strand
Was auch dich fesselt, fern gerückt,
Da fühlst du, wie dich Gottes Hand
Tief in den Sand zu beten drückt.

Was deine Seele früh gefaßt
Und willensstark als recht behielt,

Das ist der Flagge gleich am Mast,
Womit der Wind beliebig spielt.
So wie die Woge unbewußt
Und rauschend auf- und niedergeht,
So wogt dir die ergriffne Brust,
Und all dein Denken wird Gebet!

Nur Flutgebraus und Mövenruf,
Und du am weiten Strand allein,
Ihm gegenüber, der dieß schuf,
Mit deinem selbstgeschaffnen Sein!
Von seinem Hauche angeweht,
Du selbst ein Hauch im Weltenlauf!
Und mit dem Sonnenaufgang geht
Dir die verschloßne Seele auf!

Der Falke.

O Falke, lieber Falke mein,
Der du hoch oben schwebest,
In frischer Luft, im Sonnenschein
Die breiten Schwingen hebest!
Du wilder König, scheu und frei,
Dein Purpur Schweiß des Wildes,
Dein ganzes Lied ein heller Schrei
Zum Schrecken des Gefildes.

O Falk', wie mag ich's gerne schau'n,
Wenn du die Kreise kürzest,
Dich rasch herab, hoch aus dem Blau'n,
Zu sich'rem Stoße stürzest;
Wenn deine Fänge, scharf bekrallt,
Die flinke Beute packen,
Wenn weit hinaus dein Lustruf schallt
Von eines Rehes Nacken!

O lieber Falke, so wie du
Möcht' ich mich aufwärts schwingen,
Aus voller Brust der Sonne zu
All meine Lieder singen:
Ein jedes Lied ein kurzer Schrei,
Der gell in's Weite dränge,
Der wie dein Schrei so keck und frei
Und scharf wie deine Fänge!

Reiterlied.

Mit meinem Fähnlein hin und her
Spielt froh der Morgenwind.
Soldatenabschied wiegt nicht schwer:
Leb' wohl, schmuck Nachbarkind!
Du Reiterhand, laß los das Glas,
Trompeter blas dein Liedel, blas!
In's Feld hinaus zu reiten.

Wir traben in den Tag hinein,
Wir traben in die Nacht;
Beim Sonnenschein, beim Mondenschein,
Am liebsten in die Schlacht!
Du braunes Feld, du grünes Gras,
Trompeter blas dein Liedel, blas!
Mein Herzblut soll euch färben!

Soldatendach, du blau Gezelt
Hoch über Berg und Hain;

Die weite, breite, große Welt
Kam'rad, ist mein und dein!
Greif muthig zu, heut dieß und das, —
Trompeter blas dein Liedel, blas!
Das Heute das ist unser.

O schmetternder Trompetenklang,
Gegrüßt zu jeder Frist!
Wer weiß wie kurz, wer weiß wie lang
Ein Reiterleben ist?
Wer heut noch stolz im Sattel saß —
Trompeter blas dein Liedel, blas! —
Liegt morgen unterm Pferde!

Und wenn mich auch die Kugel nimmt,
Mich und mein Rößlein trennt,
Noch einmal lustig angestimmt,
Kam'rad, dein Instrument!
O Reitertod! gibt's Schön'res was? —
Trompeter blas dein Liedel, blas,
Dein Liedel mir zum Sterben.

Der bequeme Trinker.

Wo ich am liebsten denke:
Das ist in einer Schenke
Beim dunkelrothen jungen Wein!
Tief in mich selbst versunken,
Von würz'gem Dufte trunken,
Schau ich in's volle Glas hinein.

Da schlingen die Gedanken
Wie lieblich grüne Ranken
Um den gefüllten Kelch sich hin;
Das Faß dient mir zum Pfühle,
Und was mich drückt, das spüle
Ich mit dem Wein mir aus dem Sinn!

Ich mag mich nicht gern drängen,
Doch unter allen Gängen
Ich nie den Gang zum Wirthshaus mied.
Da lieg' ich denn und trinke
Und draußen schlägt ein Finke,
Als rief er: Nimm zum Wein dieß Lied!

Die Welt bringt alle Tage
Die alte neue Plage,
Ich tauge nicht mehr in's Gewühl!
Wollt mir es nicht verargen:
Thut in ein Faß mich sargen,
Im Keller ist es still und kühl!

„Die Brünnlein die da fließen.“

„Die Brünnlein die da fließen,
Die muß man trinken;
Und wer ein' lieben Buhlen hat,
Der soll ihm winken,
Ja winken mit den Augen
Und treten auf den Fuß,
Es ist ein harter Orden,
Wer seinen Buhlen meiden muß.“

Die Wölklein die da fliegen,
Die können wandern,
Ein wilder Knab' die Eine läßt
Und geht zur Andern.
Der Frühling bringt die Rosen,
Der Winter bringt den Schnee,
Und feste Schwüre brechen
Thut treuen Herzen gar so weh.

Die Vöglein können singen
Auf grünen Zweigen,
Doch wer ein Lieb' zu eigen hat,
Der soll's verschweigen!
Verschweigen, denn die Dornen
Und Disteln stechen sehr,
Doch böse Lästerzungen
Die stechen noch weit mehr, weit mehr.

Die Sternlein die da blinken,
Die soll man grüßen;
Und einen schönen Frauenmund
Den soll man küssen.
Der Mond geht in die Wolken
Sobald der Tag erwacht;
Doch lichte Frauenaugen
Die leuchten lieblich Tag und Nacht.

Die Röslein die da blühen —
Ich pflück' mir eine,
Und leg' sie in mein grünes Glas,
Das voll von Weine;

Drauf trink' ich, daß roth Röslein mir
Die Lippen rühren muß;
Wie das mein Herz erfreuet
Und heimlich mahnt an Liebchens Kuß!

Venedig.

Nun trinkt sie, daß noch Röslein mir
Die Lippen röthen mag;
Wie hat mein Herz erbebt
Und sehnsüchtig wollen an Röslein's Kuß!

Venezia.

Der dich in deiner Größe sah,
Den Purpur um die üpp'gen Glieder,
Derselbe Mond, Venezia,
Schaut noch auf die Lagune nieder;
Er sah dich blühen, stolz gedeihn,
Sah fallen dich im Sturm der Jahre,
Und naht sich jetzt mit seinem Schein,
Dich zu verschönen auf der Bahre.

Denn du bist todt! Des Löwen Flug
Ermattet und dein Glanz zerflossen,
Es hat den langen Reihezug
Der letzte Doge still geschlossen.
Wohl wehn drei Flaggen noch im Wind,
Doch sind es nicht dieselben Farben,
Venedigs bunte Wimpel sind
Zerrissen und die Edeln starben.

Staub frißt an deinen Wappen lang,
Der Rost an deinen Wehrgehängen,
Dich schöne Perle trägt als Fang
Der Doppelaar in seinen Fängen,
Was jetzt durch deine Gassen schreit,
Es ist nicht mehr das alte Streben —
Nur Athmen der Vergangenheit,
Gesunkner Größe Schattenleben.

Zerfallener Paläste Pracht,
Wie eine Stein gewordne Trauer,
Die Mäler von gebrochner Macht
Umflort die Nacht mit ihrem Schauer.
Wo sonst ein festlich Lärmen klang
An hoher Häuser feuchter Schwelle,
Tönt jetzt der Gondoliere Sang
So trüb wie die Lagunenwelle.

Die Kirche.

Sabbath der Christen, schöner Sonnentag,
Du rufst mit eh'rner Zunge laut zum Beten,
Und mahnst den Träumer, der süß schlummernd lag,
Die Straße nach dem Himmel zu betreten.
Obgleich ein Ketzer nur mit gelbem Haar,
Nicht werth das Allerheiligste zu schauen,
Schreit' ich zur Kirche doch mit dieser Schaar
Stillernster Männer und geschmückter Frauen.

Das Haupt entblößt! Dieß ist das Haus des Herrn!
Das süße Opfer duftet mir entgegen;
Durch solche Pforten zieht die Andacht gern,
Denn fester Glaube trägt in sich den Segen.
Gebeugte Kniee rings und Alles still,
Nur manchmal klingt ein Glöcklein am Altare.
Ob wohl das helle Tönen sagen will:
Daß Gott sich auch im Kleinsten offenbare?

O schöner Glaube! altehrwürdig schon,
Am Marterholz mit heißem Blut besiegelt!
Du hast die Pfade nach des Höchsten Thron
Geebnet sanft, des Himmels Thor entriegelt.
Die frommen Künstler schauten tief hinein,
Gehoben durch dein wunderreiches Walten,
In ihre Seelen schwamm der goldne Schein,
Und irdisch wurden göttliche Gestalten.

Des Dulders Kirche, Duldung heischt sie ganz —
Was mußtest du nach Schwert und Bannfluch greifen!
Die Liebe war dein Schild mit hellem Glanz,
Doch längst durchschneidet ihn ein blut'ger Streifen.
Weshalb erhobst das Haupt du überstolz,
Nicht jenem gleich im Schmuck der Dornenkrone!
Du selbst schlugst Reine an des Kreuzes Holz
Und stießest herrisch Fürsten von dem Throne.

Auch heute herrscht daheim im deutschen Land
Um fromme Dinge noch ein strittig Meinen:
Geschäft'ge Hände lockern jedes Band,
Das sie nur fester stets zu knüpfen scheinen.
Es hebt Parteihaß sein befleckt Panier
Und hadert mit den Nahen und Entfernten;

Die schwarzen Vögel kreisen dort und hier,
Im Dunkeln säend, um in Nacht zu ernten.

Hinaus in's Freie! wo der Aether sich
Ob Allen wölbt mit seiner tiefen Bläue,
Ein ew'ger Dom; denn durch mein Denken schlich
Verscheuchter Unmuth wiederum auf's Neue. —
Venedigs Wagen und Venedigs Roß,
Die schlanke Gondel hält an diesen Stufen;
Zum Lido rasch! wie eine Schwalbe schoß
Der Kahn dahin, gehorsam meinem Rufen.

Wie bald am Ziel! Heraus! die Gondel schwankt,
Auf feste Erde treten meine Sohlen.
Wenn dein Gemüth an tiefer Wunde krankt,
Geh hin an's Meer, dir neuen Muth zu holen.
Und wie ich meerwärts schreite, fällt mein Blick
Auf Steine rings, die Mosis Sprüche tragen.
Gejagtes Volk, wie schmerzt mich dein Geschick!
Der Judenfriedhof ist's aus frühen Tagen.

Juda war groß, von Eloha erwählt,
Der von des Horebs Höh'n zu ihm gesprochen,
Und jetzt gesunken und dem Staub vermählt,
Die Säulen seines Tempels längst gebrochen.

Wie die bemoosten Steine hier verstreut,
Von Gras umhalmt und ordnungslos im Sande,
So sind die Kinder Israels noch heut
Verstreut, schutzlos und unstät, durch die Lande.

Ein Volk, das blind sich eigne Ketten schlug,
Muß ruhig seines Joches Bürde tragen;
Mit jenem Kreuze, das den Heiland trug,
Hat es sich thöricht selbst an's Kreuz geschlagen.
Es läßt der Geist sich nur für kurze Zeit
Die freie Regung seiner Schwingen binden;
Bald hat er sich, nur mächtiger befreit,
Und seiner Gegner stolze Größen schwinden.

Der Friedhof ist ein aufgeschlagen Buch,
Mit schweren Lettern jedes Blatt beschrieben,
Deutlich zu lesen: wie des Mordes Fluch
Den wilden Kain durch die Welt getrieben;
Wie sich der Herr mit Zürnen abgewandt
Von seinem Volk, das trotzend in Verblendung
Des neuen Bunds Verkündung nicht verstand
In seines Sohnes liebevoller Sendung.

Am Meer.

Der Abend kam und mit ihm wuchs die Flut.
Ha, kühler Meerwind nach des Mittags Glut!
Ich schritt allein am muschelreichen Strand,
Um meine Sohle stob der Düne Sand
Und feuchte Perlen warf mir in's Gesicht
Die Woge, die an's Ufer rauscht und bricht.
Den Hut riß ich vom Haupt und schwang ihn frei
Hinaus zum blauen Meer und sang dabei:
Gegrüßt du herrliches, du ew'ges Meer,
Wie stolz und prächtig rollest du daher!
Die Wogenhäupter weiß von Schaum bekränzt,
Vom letzten Strahl des Sonnengotts umglänzt,
Der mit erschöpftem Viergespann entflieht,
Umklungen von der Nereiden Lied.
Die Welle drängt die Welle mit Gewalt,
Das steigt und fällt und duldet keinen Halt;
Gedonner und Gebrause tief und voll,
Gipfelnde Wogen, brechendes Geroll.

Kein Segel blickt, soweit mein Auge fliegt,
Das sich auf deinem trotz'gen Rücken wiegt,
Nur ungezähmter krauser Wasser Schwall
Und schrankenlose Freiheit überall!
Der Weltgeist weht um meine Schläfe her —
Gegrüßt du herrliches, du ew'ges Meer!

So schritt ich hin, im Winde flog mein Haar —
Doch sieh', am Strande ernst und sonderbar
Saß dort ein Mann in faltigem Gewand,
Ein breites Messer hielt er in der Hand
Und grub seltsame Lettern in den Sand!
Wie aus vergang'nen Zeiten ein Gebild:
Ein dunkler Bart umsäumte lang und wild
Sein braunes Antlitz, tiefdurchfurcht von Qual,
Doch seine Augen blitzten wie sein Stahl:
So saß und schwieg und schrieb der fremde Mann;
Sein Räthselwesen zog mich mächtig an.
Die Lösung suchend trat ich rasch ihm nah
Und frug: Wer bist du und was schreibst du da?
Er sah mich an mit einem langen Blick —
In diesen Augen lag ein Weltgeschick —
Und murmelte: „Du fragst? mit welchem Recht?
Bist du mein Herr und bin ich wohl dein Knecht,
Du toller Schwätzer, der am Strande rennt?

Zeig' mir dein Recht, dein gültig Pergament!
Doch wenn's auch noch so klar geschrieben steht,
Ein kluger Richter hat es bald verdreht.
Geh' zur Giudecca hin und forsche da
Dem Vater nach der schönen Jessica,
Erfahre dort, daß ich durch Zinsgewinn
Der reichste Mann, der Jude Shylock bin!"

Ich mußte lachen, lachen lang und hell:
Der Shylock du, du närrischer Gesell!
Vor Mitternacht schon ein Gespenstergraus!
Wer ließ dich aus San-Servulo heraus,
Wo du in Träumen, die dein Hirn verwirr'n,
An's kühle Gitter drücktest deine Stirn,
Die fieberfeuchte, und hinausgeschaut,
Wo in der Sonne die Lagune braut?! —
Sein wilder Flammenblick durchbohrte mich,
Daß mich ein leises Frösteln überschlich.
„So lache doch!" sprach er, „einst lachten so
Wie du die Richter und Antonio,
Als sie mein Recht verkürzt durch Christenkniff
Und ich dieß Messer da vergeblich schliff.
Sie lasen nicht heraus, nein, nur hinein,
Was nicht geschrieben stand in meinem Schein;
Wo ist lebendig Fleisch, das ohne Blut?

Die Christen geizten nach des Juden Gut.
Weil ich ein Jude, ward der Spruch verkehrt
Und der Gerechtigkeit entfiel das Schwert.
Doch ihre Wage schwankte lang und bang,
In ihren Schalen Auf- und Untergang!
Schau', drüben wo der Abendnebel graut,
Mit stolzen Kuppeln liegt die Meeresbraut.
Doch wo ihr Glanz, ihr Ruhm, ihr Schimmer, wo?
Venedig dort — ist selbst Antonio!
Der königliche Kaufmann, tiefgehaßt,
Auf Ebenpfählen stand sein Prachtpalast
Von istrischem schneehellem Marmorstein;
Die Schmeichler zogen stündlich aus und ein,
Die schönste Gondel trug ihn im Kanal
Und seine Schiffe waren ohne Zahl;
An Spaniens Küsten, wo die Mittagsglut
Durchkocht und reift der Traube dunkles Blut,
Im Barbaresken-Meer, im Hellespont
Hat sich sein weißes Segeltuch gesonnt —
Doch weil er ränkevoll, mißgünstig, klein,
Brach das Geschick, das rächende, herein.
Der mich bespie, der mich mit Füßen trat,
Ha, wie er flehte und sich beugend bat,
Als all' sein Gut versunken und verstreut —
Ein König gestern und ein Bettler heut'!

Frag' ihn, der lange schwer und grausam litt,
Wer ihm sein bestes Fleisch vom Herzen schnitt,
Daß es jetzt offen liegt, nur bunt verhängt,
Und träges Blut durch enge Adern drängt —
Nicht ich, den sie gemartert und geplagt,
Des Glücks beraubt, von Haus und Herd gejagt:
Die eig'ne Schuld, der eig'ne Frevel nur,
Verletztes Recht und oft gebroch'ner Schwur!

„Es war mein Recht so unbestreitbar klar,
Wie es das Recht des Stammgenossen war,
Der eines Tages zu Jerusalem
Den König mit dem Dornendiadem
Mit rauhen Worten von der Schwelle stieß,
Auf die er sich ermattet niederließ.
Sie trieben ihn nach Golgatha in Hast,
Zusammenbrach er unter seiner Last,
Er trug das Kreuz, das ihn dann selber trug,
An das ihn hoher Priester-Ausspruch schlug.
Wer schilt den Mund, der Den von dannen schalt,
Der rings vor Israel als Sünder galt,
Der wundgegeißelt zu dem Tode ging,
An's Kreuz geheftet zwischen Schächern hing?
Ein Theil des Hauses ist der Schwelle Stein,
Darf ich nicht wahren, was ich nenne mein?

Weil er den Sünder, der zur Strafe schritt,
Nicht an des reinen Hauses Schwelle litt,
Ein gutes Recht zu wahren nur gesucht,
Ward er für alle, alle Zeit verflucht!
Jahrhunderte hindurch hetzt ihn die Qual
Der Wüste Brand, das duftdurchhauchte Thal,
Der Gletscher Eis, die See vom Sturm gefaßt —
Nur weiter, weiter, ohne Ruh' und Rast!
Der Kinder Schreckbild, kluger Thoren Spott,
Verflucht von jenem milden Christengott!
Ein Recht! ein Recht! — und kein verletzt Gebot!
Und dafür wandern, wandern und kein Tod!!"

Er fuhr empor, er drohte mit der Faust
Zum Himmel hin, hat wild sein Haar zerzaust;
Mit einem langen grellen Jammerschrei
Riß er das Kleid auf seiner Brust entzwei.
Wie tief von diesem Schmerzenston erschreckt,
War rasch der Himmel nachtgrau überdeckt,
Der Boden zitterte, wie fieberhaft
Durchwogt von einer unterird'schen Kraft,
Die, Ausgang suchend, heiß, in vollstem Fluß
Der Erde Kruste erst zersprengen muß;
Die Brandung schlug dumpfdonnernd an den Strand
Und hoch aufwirbelte der Düne Sand.

Dann schritt er weiten Schrittes über's Meer
Mit weh'nden Haaren, wie auf eb'nem Pfad —
In stummen Schauern stand ich am Gestad'
Und sah ihn fliehen — Shylock — Ahasver!

San-Lazaro.

Wenn stolz die Sonne aus dem Meere wallt,
Die Nacht, die schwarzgeflügelte, zu tödten,
Wenn ihre Strahlen Markus Leuen röthen,
Der wie ein Büßer auf der Säule harrt
Und einem andern Tag entgegen starrt —
Der Glocke tausendjähr'ge Stimme schallt:
Dann liegst du da, Venezia, wie im Schooße
Des Meeres blühend schwimmt die Wasserrose.

Der Gnadenmutter meinen frommen Gruß,
Und in die Gondel mit beschwingtem Fuß!
Die Welle plätschert an des Schiffleins Bauch,
Vom Meere her weht frischer Windeshauch;
Der kluge Ferge kennt bereits mein Sehnen,
Hinüber geht's zum Kloster der Armenen.
Sei mir gegrüßt, der Flut entstiegner Ort,
Gegrüßt mit stummem Blick und lautem Wort,

Wo strenger Wille und geübte Kraft
Geräuschlos des Gelübdes Werke schafft,
Wo regen Eifers ungehemmter Drang
Um fromme Brüder seine Bande schlang!

Die Gondel hält — geöffnet steht das Thor —
Die wen'gen Stufen eilt mein Fuß empor,
Im kühlen Kreuzgang hallt mein rascher Schritt,
Der manches Grabes Inschrift so betritt,
Bis daß mein Aug' den Klostergarten schaut
Und über mir der klare Himmel blaut.

O schöne Pflanzung, welche Frieden hegt,
Wo von verständ'ger Hand bestellt, gepflegt,
Die Myrte träumt, der stille Oelbaum schweigt,
Und die Cypresse schlank zum Himmel steigt,
Die Rose, die der Ceder Schaft umschlingt,
Mit ihren Blüten hoch zum Wipfel dringt
Der Ceder, die dem Libanon entsprang,
Wo Judä stolzes Harfenspiel erklang,
Die fromm erbebt und andachtsvoll gelauscht,
Wenn um ihr Haupt Jehova's Wort gerauscht.

Auf dieser Mauer, an des Ufers Bord
Saß Harolds Sänger einst, der edle Lord,

Deß starker Arm und vielgeprüfter Muth
Das Roß bezwungen und des Pontus Flut;
Und jener Andre, der in heil'gem Zorn
Für Polen schöpfte aus der Dichtung Born.
Wie oft schlug hier, bewältiget vom Schmerz,
Laut an die Brust das volle Dichterherz!
Wenn müd des Tags Gestirn, die Sonne, sank,
Wie manche Thräne dieser Mörtel trank!
Die Dichtung war das zügellose Roß,
Das wie Mazeppa durch die Steppen schoß,
Mit ihnen jagte ohne Ruh' und Halt,
Bis seiner Reiter heiße Stirnen kalt! —
Und also denkend, rührt' mir eine Hand
An meine Schulter, und das Haupt gewandt
Sah ich den Mönch, der ruhig vor mir stand.
Schwarz wie das Kleid, das seinen Leib umschloß,
War Haar und Bart, der weich zum Gürtel floß:
Ein Antlitz, das kein Tropfen Blut durchfließt,
Ein Auge, das tief in den Seelen liest.
Und als er prüfend lang mich angeschaut,
Empfing mein Ohr der Worte sanften Laut:

„Des Himmels ganzer Segen sei mit dir,
Der mild umsäuselt diese Stelle hier!
Von Allen, die da kamen fern und nah,

Betrat noch keiner diese Erde da,
Seit sie geschieden, deren Lieblichkeit
Den Ort zu einem Heiligthum geweiht.
O frage nicht: was war's für ein Besuch?
Durchblätt're selbst das aufgelegte Buch:
Wo mancher fremde Fürstenname steht,
Steht auch ihr Name, klingend wie Gebet,
Wie Bächleins Rieseln, Nachtigallensang,
Der in der Heimath oft mein Herz durchklang.
Ihr Auge glich dem süßen Mondenlicht,
Das durch die Zweige der Cypresse bricht.
Vom kalten Norden war sie hergeeilt,
Daß ihr des Südens Luft die Seele heilt'.
Oft lehnte sie an dieses Oelbaums Stamm,
Oft hier vorüber ihre Gondel schwamm.
Ihr lockig Haar, licht wie der Sonnenschein,
Wie oft berührte es den kalten Stein!
Wenn langsam hier die Gänge sie durchschritt,
Zog hinter ihr ein schwarzer Schatten mit;
Was kann die Nacht dafür, daß sie dem Tag
Stets folgen muß und ihn nicht lassen mag?
Doch immer bleicher, bleicher ward ihr Mund,
Die Luft allein macht Kranke nicht gesund.
Begehrest du, wenn eine Saite sprang,
Von deiner Harfe noch denselben Klang?

Die Schmerzen, die nicht Balsam heilt, nicht Luft,
Die sehnen sich nach Heilung in der Gruft!
Von Allen, die da kamen fern und nah,
Betrat noch keiner diese Erde da,
Seit sie geschieden, deren Lieblichkeit
Den Ort zu einem Heiligthum geweiht.
Leb wohl, des Himmels Segen sei mit dir,
Der mild umsäuselt diese Stelle hier!"

Ein Glöcklein rief — er schüttelt' mir die Hand,
Gesenkten Haupts schritt er dahin und schwand.
Ein leichter Luftzug hauchte durch den Baum,
Ich stand im Wachen halb und halb im Traum,
Und in mir sprach es: wenn die Sonne sank,
Wie manche Thräne dieser Mörtel trank!

Der Markusplatz.

Wenn kühle Dunkelheit mit leisem Flügelschlag
Sich auf die Kuppeln senkt, dann flammt ein zweiter Tag,
Bunt wie ein Märchen fast, vor des San Marco Pforten;
Der Meerstadt alte Pracht scheint wiederum erwacht,
Ein frisches Leben pulst, geweckt vom Thau der Nacht,
Und ein Gemisch erklingt von aller Länder Worten.

Beliebter Sang ertönt zu der Guitarre Klang,
Nachtfaltern gleich ziehn keck den freien Platz entlang,
Den Schleier um das Haupt, dem Tag unholde Schönen.
Der bunte Waarenschmuck fesselt des Fremden Blick,
Und in das Wogen strömt berauschende Musik,
Als sollten Klang und Schall das Denken übertönen!

Wie munter hier das Volk der Müßiggänger lärmt,
Bald sich zu Gruppen stellt, bald auf und nieder schwärmt,
Mit e i n e r Sorge nur: daß es die Zeit vertreibe!

Ein Jeder sucht sich das, was seinen Wünschen paßt,
Verschwieg'nes Dunkel selbst! — Hoch über dem Palast
Des Dogen steht im Blau des Mondes Silberscheibe.

Venedig, schrickst du nicht empor aus dem Genuß,
Aus deinem Traum, wenn dich der Mond mit langem Kuß
Wie ein Erinn'rer will an andre Zeiten mahnen:
Als du mit günst'gem Wind auf güt'gen Wellen triebst,
Als Meereskönigin stolze Gesetze schriebst,
Der Halbmond oft hinsank vor deinen Siegesfahnen?

Als noch dein Heldenbeil der Feinde Mast zerspellt,
Und deiner Segel Schnee die fernste Luft geschwellt,
Denn deine Kiele trug die Woge aller Zonen;
Als dreier Inseln Tuch geflaggt auf ehr'nem Stamm,
Wenn zur Vermählung mit dem nahen Meere schwamm
Der Bucentoro von der Riva der Slavonen? —

In der Lagune schläft's! — Von deiner Herrscher Pracht
Bist du ein Schemen nur! am schönsten in der Nacht,
Wenn deine Wunder all' umflort vom Mondenlichte.
Hier dieser weite Platz dein Fest- und Ahnensaal,
Von Sternen überwölbt, von lichter Flammen Strahl
Erhellt, von Klang durchrauscht — ein steinern Stück
Geschichte!

Die Lagunen-Brücke.

Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique dominii.

Dich, von der Flut umfriedet,
Hat durch ein eisern Band
Nun an das Land geschmiedet
Des Kaisers mächt'ge Hand.
Es haben dumpf die Wogen
An deinen Strand gepocht,
Als sie mit schweren Bogen
Der Fremdling überjocht.

Auf marmorner Kolonne
Sprach so der Leu voll Gram:
O daß Venedigs Sonne
Beleuchtet meine Scham!
Der Schlummer hatte lange
Mein greises Haupt bedeckt,
Da hat mit grellem Klange
Ein Schrei mich aufgeschreckt.

Tief unter mir der nassen
Und trock'nen Plätze Schwall!
Nie hat in diesen Gassen
Gedröhnt des Hufschlags Schall;
Nun kommt fern aus dem Düster
Ein tolles Roß gestampft,
Dem aus blutrother Nüster
Der heiße Athem dampft.

Vorbei, als an dieß Eiland
Nur bunt Gewimpel flog;
Als nur die Gondel weiland
Die Wasserstraße zog!
Auf der Lagune Rücken
Drückt ein gewölbter Pfad,
Die kühnste aller Brücken,
Drauf braust der Wagen Rad.

Ist alles denn ein leeres,
Ein Truggebilde nur?
Uralte Braut des Meeres,
Wie brachst du deinen Schwur!
Statt goldner Ringe Tauschen
Ein eisern Liebespfand,

Statt freier Wogen Rauschen
Gekettet an das Land! —

So auf der Prachtkolonne
Zürnt um verletzte Treu,
Einst der Veneter Wonne,
Der siegentwöhnte Leu.
Hoch über seiner Klage
Rauscht, stolz und unsichtbar,
Mit breitem Flügelschlage
Der kaiserliche Aar.

Canale grande.

Der Canal, im Mondlicht blinkend, schimmert grün und
silberhelle,
Leise wäscht an diesen mürben Wänden die Lagunenwelle,
Fern aus den verschlungnen Gassen tönt der Gondoliere
Rufen,
Und die Trauer kauert fröstelnd auf den nassen Marmor-
stufen.

Leer sind diese Fensterhöhlen, wo sonst aus den Sammt-
Gardinen
Zwei verstohlne Liebessterne zur Lagune niederschienen,
Wenn mit sachten Ruderschlägen hier vorbei die Gondel
schwebte,
Und das Saitenspiel zu Tasso's tiefen Liebesklagen bebte.

Keine Rose, als ein Zeichen vom Balkon herabgeflogen,
Daß die Pforte nächtlich offen, wiegt sich mehr auf
diesen Wogen;

An den Sockeln der Paläste dehnen sich mit feuchtem
Glanze
Nur der fahle Schleim der Tiefe, nur die gift'ge Wasser-
pflanze.

Wie auf einem Zaubernachen schaukelnd in vergangne
Zeiten,
Seh ich längst verblaßte Bilder kommen und vorüber-
gleiten:
Glutgeaugte Frauen schreiten, dunkle Senatoren wallen,
Schwere Tropfen, wie von Thränen, hör' ich in die
Fluten fallen.

Zwölf gezackte Kronen blitzen, Helme funkeln, wohlbekannte
Fesseln klirren; moschusduftig rauscht die Seide der Levante.
Feldherrn nahen, mit dem Stabe auf die Kettenmale
zeigend,
Und des Meerschiffs kühne Führer, wetterbraune Stirnen
neigend.

Welche endlos lange Reihe! Kinder wandeln mit den Alten,
Priesterkutten, Lorbeerträger, immer wechselnde Gestalten;
Eine über alle riesig hoch im Scharlachmantel ragend,
Strang und Beil und blut'ge Dolche in erhobnen Hän-
den tragend.

Schatten, wie sie einst dem Schottenkönig mit entsetzten Mienen
In des Zauberspiegels Rahmen um die Mitternacht erschienen,
Streifen hier an mir vorüber, unhörbaren Schritts; die Lüfte
Füllen bange Klagelaute und der Kerker Moderdüfte.

Wie belebt vom Mondenlichte zittern ringsum die Paläste,
Zum Empfange sich zu rüsten dieser langentbehrten Gäste;
Der Lagune flacher Rücken flutet auf in Wogenschäumen,
Ganz Venedig scheint zur Stunde einen schweren Traum zu träumen. —

Wende um, mein brauner Knabe, laß uns rasch nach Hause eilen!
Flücht'ger mag die schlanke Gondel die erregten Wellen theilen;
Fieberische Nebel steigen, sieh, es fließen deine Locken!
Wende um! der Spuck verschwindet mit dem Klang der Morgenglocken.

Morte!

Als von der Riesentreppe
Der letzte Doge schritt,
Und seines Mantels Schleppe
Auf diesen Stufen glitt,
Als Piazza und Piazette
Die stolze Zeit verträumt,
Da hat das Meer sein Bette
Wildfreudig überschäumt.

Als nun von Brück' und Bogen
Der Doppeladler sah,
Da donnerten die Wogen
Der blauen Adria;
Sie rauschte laut: „Bin ledig,
Von schwerer Fessel frei!
Venedig, o Venedig,
Der Trauring brach entzwei!“

Wie hieß er, der die Pforte
Nur des Senats gewahrt,
Und leis schon: „sono morte!“
Gemurmelt in den Bart?
Fürwahr die ernsten Worte
Venedig blieben dir,
Denn „sono morte, morte!“
Klingt's durch die Lüfte hier.

Zerbrochen und zersplittert
Das mächtige Dogat!
Verödet und verwittert
Liegt die Lagunenstadt,
Die ränkevolle rasche,
Durch eigne Schuld beraubt,
Des goldnen Buches Asche
Auf dem gebeugten Haupt.

Wie dort im Dämmergrauen
Die schwarze Gondel schwebt,
Gleich einem Sarg zu schauen,
Der auf den Wellen bebt;
Die Wellen zagen, klagen
Und schlagen scheu zurück,

Es scheint der Sarg zu tragen
Venedig und sein Glück!

Hüll' nicht in Prachtgewänder,
Was längst verfallen war,
Zieh nicht dreifarb'ge Bänder
Durch's graugemischte Haar;
Zeig auf der greisen Stirne
Würdig ein ewig Weh —
Doch ach, du wardst zur Dirne,
Steinerne Niobe!

Ein Uferkreuz.

Ein schwarzes Kreuzlein an des Ufers Rand,
Zu deuten, daß ein Leben hier versunken!
Der Schiffer legt das Ruder aus der Hand —
Es war sein einz'ger Sohn, der hier ertrunken.

Mit frischem Muthe zog der Knabe aus,
Sein Haar, sein Segel flatterten im Winde;
Und wie verändert trug man ihn nach Haus —
Ein kalter Leichnam statt dem warmen Kinde!

Des Vaters Haupt ward grau in einer Nacht,
Es hat die Flut ihn Jahre lang belogen,
Falsch um sein Liebstes diesen Mann gebracht,
Um seines Sohnes Leben ihn betrogen.

Sie schmeichelte, ein ungetreues Weib,
Als ob sie nichts von falschen Schwüren wüßte;
Da lockte sie des Knaben schöner Leib,
Sie zog ihn tückisch an die feuchten Brüste.

Um seine Glieder schlang sie ihren Arm,
Sein keusches Sträuben nährte ihr Verlangen,
Kalt hauchte sie sein Herz, so jugendwarm,
Und küßte ihm die Rosen von den Wangen.

Als sie gesättigt, trug sie ihn an's Land,
Er hatte nichts mehr ihrer Lust zu geben;
Die leere Muschel warf sie in den Sand
Und ließ die Perle in die Tiefe schweben.

Wenn hier vorbei des Alten Segel schwillt,
Legt er das Ruder hin, sinkt in die Kniee
Leis betend, daß Madonna gnadenmild
Zu sich die Perle aus der Tiefe ziehe.

Venedigs Gondolier.

Still ist die Nacht,
Verschwiegen und vertraut!
Die Gondel schwebt, der Schiffer wacht,
Sitzt drin im Raum wohl Bräutigam und Braut?

Mich kümmert's nicht,
Ich steure durch die Flut,
Die leichten Schlags sich plätschernd bricht,
Wo Herz an Herz in sel'ger Stunde ruht.

Mein Schiff ein Sarg
Voll warmen Athems Wehn;
Was seine schwarze Hülle barg,
Kein Ohr erlauscht's, kein Auge soll es sehn!

Du helle Pracht
Des Mondes über mir!
Verschwiegen ist die stille Nacht,
Doch noch verschwiegner ist der Gondolier.

Per la madre del mare.

Aus freier Flut steigt ein Madonnenbild.
Als Bettler naht ein Kahn; der braune Knabe
Spricht flehend: Herr, nach guter Fahrt sei mild!
Der Meeresmutter eine fromme Gabe!

Wie leicht zerschellt ein Schiff am Klippenstrand,
Wie kurz der Schritt vom Bord zum Wassergrabe!
Madonna hält dich fest mit güt'ger Hand:
Der Meeresmutter eine fromme Gabe!

Die an dem Kreuz den Heiland bluten sah,
Sie ist der Schiffer Schutz und beste Habe,
Du rufst nach ihr im Sturm und sie ist nah:
Der Meeresmutter eine fromme Gabe!

Wer in der Flut ertrank, sieht ewig nicht
Des Himmels Herrlichkeit und sel'ge Labe,
Trägt ihn Madonna nicht empor zum Licht:
Der Meeresmutter eine fromme Gabe!

La Repubblica nuova.

1848.

Die einst manch trauernd Lied besang,
Umflutete Venezia,
Die plötzlich aus den Polstern sprang
Und nach dem Dogenschwerte sah;
Nicht mehr vor Oestreich, das ihr fremd,
Den jochgewohnten Nacken bog,
Nein, sich ein golden Panzerhemd
Um die entnervten Glieder zog:

Wie hast du thatenkühn geprahlt,
Dreifarb'ge Flaggen aufgehißt,
Mit rother Schminke frisch bemalt
Dein Antlitz, das verblichen ist!
Der frühern Größe Melodie
Hervorgesucht und aufgetischt,
Und so das Herz der Nobili
Mit einem welken Traum erfrischt!

Dein Leu zieht nie mehr aus zur Jagd
Mit stolzem Ruf und stolzer'm Tritt;
O wärst du noch die alte Magd,
Die in des Kaisers Farben schritt!
Als deine Hand die Kette brach,
War's nur in trunknem Uebermuth,
Und nimmer wäscht die neue Schmach
Vom Haupt dir die Lagunenflut.

San Marco's Löwe, einst so hehr,
Von allem Glanz und Ruhm entblößt,
Stürz' von der Säule dich in's Meer,
Dein letztes Räthsel ist gelöst!
Thierkönig, dem beim Hahnenschrei
Ein seltsam Grauen eigen war,
Du rufst zum Schutz den Hahn herbei
Und brichst dein Bündniß mit dem Aar!

Dein Leu giebt nie mehr aus zur Jagd
Mit stolzem Ruf und stolzer'm Tritt;
O dürft du noch die alte Magd,
Die in des Kaisers Farben schritt!
Als deine Hand die Kette brach,
War's nur in trunknem Uebermuth,
Und nimmer wächst die neue Schmach
Dem Haupt bis die Lagunenflut.

San Marco's Löwe, einst so hehr geschaut
Von allem Glanz und Ruhm entblößt;
Schlug' mit dem Schweife sich ein Wort,
Dein letztes Räthsel ist gelöst!
Thierkönig, dem kein Schwanenschrei,
Ein seltsam Schauspiel zeigt uns gar,
Du rufst zum Schutz den Hahn herbei
Und schließt dein Bündniß mit dem Aar!

Sonette und Distichen.

Aus dem Süden.

1.

Nach Süden, Süden! — An des Meeres Borden,
Der Welt verloren, neu sich selbst zu finden,
Den blauen Wellen und den lauen Winden
Die Brust vertrauend, eingeschneit im Norden.

Zugvogel so, dem Kranich gleich geworden,
Treibt südwärts mich ein süßes Vorempfinden;
Genesung hoff' ich von den kühlen, linden
Meerlüften und den tiefen Meeraccorden.

Hier will ich denn, ein Leichtvergeßner, wohnen,
Auf dieser Erde, wo die Götter wallten
Im Lorbeerhain, im Schatten der Citronen;

Wo in den Bäumen noch und Felsenspalten
Die Dryas und die scheuen Nymphen thronen
Und Alles drängt, sich göttlich zu gestalten!

2.

Viel leichter trägt sich hier die Stundenkette
Mit ihren hellen, ihren dunkeln Ringen;
Schwunghafter scheinen hier des Lebens Schwingen,
Als an des Heimatstromes sand'gem Bette.

Zwei flinke Knaben laufen um die Wette:
Das Wollen und das muthige Vollbringen!
Durch meine Nächte zieht ein leises Klingen
Und findet sich des Morgens im Sonette.

Seh' ich in diese Räume, sind die Reime
So leicht gefunden, wie in Frühlingstagen
In unsern Wäldern grüne Blätterkeime.

Nur Eines soll mein Klanggedicht nicht sagen:
Daß mir schon manchmal heimlich das geheime
Heimweh um's Haupt den trüben Flor geschlagen.

3.

Ganz überlaß ich mich der Stunden Leitung.
O Thorheit, hier mit Plänen sich zu tragen!
Mein blaues Zelt ist sonnig ausgeschlagen
Und keine Schranke hemme seine Weitung!

Ein Lied sei meine einzige Begleitung;
Muß es geplagt sein, soll ein Lied mich plagen,
Und keines Fragers Lippe soll mich fragen
Und soll mir Neues sagen aus der Zeitung.

Komm, holder Leichtsinn, schöner Jugendzeit
Geliebter Gott, lehr' mich die Stunden messen
Wie sonst, da noch mein Haupt nur dir geweiht!

Lehr' mich den Kranz auf meinen Scheitel pressen,
Mit dem man um ein lustig Leben freit,
Und lehr' der Künste schwerste mich: vergessen!

4.

Willst du des Tages hellsten Ton mir stören,
Dann quäle mich mit trockenen Vergleichen:
Sprich bei dem Lorbeer mir von unsern Eichen,
Bei der Cypresse sprich von schnee'gen Föhren;

Von unsres Herbstes trüben Nebelflören,
Indessen wir die Sommernacht durchstreichen;
Von dort, wo die zerriß'nen Dichter schleichen,
Wenn den Erzähler wir am Strande hören!

Fast reut es mich, daß ich mich dir vertraute;
Hier ruft mir alles zu: Genieß', genese!
Und daran hindern mich die heim'schen Laute.

Fort deines Deutschthums breite Exegese!
Hörst du? der Cicerone, der uns schaute,
Nennt dich belehrend stets „Signor Inglese!"

5.

Der deutschen Liebe Fürchten und Erkennen:
Man singt und sendet sich sehnsücht'ge Lieder,
Trifft Abends sich im Garten unter'm Flieder,
Und muß sich früh, des Nachbars wegen, trennen.

Hier ist die Liebe Finden und Entbrennen,
Ein hitzig Fieber, rasend durch die Glieder;
Man reißt die Sterne auf die Erde nieder
Und mag sie Himmel oder Hölle nennen!

In diese Augen sieh', niemüde Rufer,
Die in das Labyrinth der Liebe locken,
Wie Nixen in den Strom hinab vom Ufer!

Und sind die Lippen dir vom Küssen trocken,
Welch' köstlich Naß der feurige Vesuwer,
Der mächtig läutet alle Lebensglocken!

6.

Ein heil'ger Ort! Gebiete Halt den Schritten!
Parteihaß und die tiefe Liebesklage,
Sie haben über diesem Sarkophage
Vereint, den Kranz der Nachwelt sich erstritten!

Was einst Montecchio's heißer Sohn gelitten,
Groll in Anbetung niedertauchend, frage
Nicht diesen Stein; schlag' auf die Wundersage,
Die ew'gen Blätter jenes großen Britten!

Wie hell des Südens Liebesflammen brennen,
Daß sie einäschern selbst der Zwietracht Schranken,
Lehrt sein unsterbliches Gedicht dich kennen.

Den Stein umschlingen unsichtbare Ranken,
Nicht von dem Bild der Liebenden zu trennen:
Des todten Dichters lebende Gedanken!

7.

Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!
Man hört des Gottes tiefes Athemholen;
Die jungen Blätter flüstern wie verstohlen,
Und nur in langen Pausen zirpt die Grille.

Im Schlummer liegt der hohe Götterwille
Und hat zu feiern der Natur befohlen,
Die Stunden schleichen wie auf Blumensohlen;
Pan schläft! in allen Wipfeln Mittagsstille!

Ein sonnig Netz umschlingt mit goldnen Ringen
Die weite Flur und hält den Bach gefangen,
Bis seine muntern Wellen sanfter klingen;

Den Rosenbusch nur regt ein schüchtern Bangen,
Sehnsüchtig duftet er nach holdem Singen
Der Nachtigall und bebt voll Thauverlangen.

8.

Wenn Tag und Nacht der Herrschaft Zügel tauschen,
Und Meer und Himmel eins in Abendgluten,
Da seh' ich aus den schaumgekrönten Fluten
Ein Götterhaupt mit grünen Haaren rauschen.

Es taucht empor, um sinnend zu belauschen
Wie mit gekrümmten Muschelattributen
Tritonen feiern eines Tags Verbluten,
Indeß am Horizont sich Segel bauschen.

Wer da vernehmen könnte, welche Klagen
Von diesen feuchten Götterlippen quellen,
Vom Wind verweht und meerwärts fortgetragen!

Ob es wohl niemals zornig in die Wellen
Mit dreigezacktem Herrscherstab geschlagen,
Weil sie das Joch der Menschen nicht zerschellen?

9.

Es spielt die Luft noch mit des Gottes Haaren,
Der längst, in saitenkund'ger Hand die Zügel
Der müden Rosse, in die Wellenhügel
Der blauen Salzflut schimmernd eingefahren.

Nun kommt die Nacht, mit tausend wunderklaren
Lichtfunken am Gewand; in ihre Flügel
Hüllt sie des Hasses und der Lieb' Geklügel
Und sendet ihrer Träume bunte Schaaren.

Nun Rudertaktschlag, Wellenlustgestöhne,
Der schlanken Schifflein unermüdet Tanzen,
Und Tag und Nacht vermählt in Dämmerschöne!

Da kommt der Mond, sein Banner aufzupflanzen,
Und Alles still! — nur dort noch Lautentöne,
Und über's Wasser klingend Tasso's Stanzen!

10.

Hier saßen sie, auf diesen grauen, kalten
Steinstufen des Amphitheaters schweigend,
Versunken im Genuß die Häupter neigend,
Um's kräft'ge Knie der Toga weiche Falten.

Und heil'ge Stille herrscht' beim Chor der Alten,
Der im Gesange, rhythmisch sich verzweigend,
Erschien, zu der Orchestra aufwärts steigend,
Indeß die Libyer-Flöten lieblich schallten.

Was Oedipus und Hecuba getroffen,
Des Ajax Rasen, des Orestes Reue,
Schlug an die Herzen hier mit Furcht und Hoffen;

Darüber lag mit seiner tiefen Bläue,
Mit Helios' Gold, der weite Himmel offen
Und sah die Kunst, die noch nicht tagesscheue!

11.

Dort sitzen sie in weiten Logenrängen,
Ein schöner Kranz vermischter Blumenarten,
Wie sie erscheinen in Child Harolds Fahrten,
Und schwelgen in der Liebesarie Klängen.

Die Cicisbei, lose Falter, drängen
Sich um die südlich sittlich Unbewahrten;
Eitle Gefallsucht plagt selbst die Bejahrten,
Lärm hier im Saal, Lärm draußen auf den Gängen.

Da plötzlich Stille! Sieh, die Balerine
Schwebt auf die Bühne, schreitend auf den Zehen,
Ihr Auge lockt, süß lächelt ihre Miene!

Wie jauchzend sie mit duft'gen Tüchern wehen,
Neapels leichterregte Paladine,
Da sie vor Allem diese Kunst verstehen!

12.

Aus diesen Bergen wieder in die Welt,
Aus lieblicher Umgrenzung in die Weite!
Der Trennung Leid geht mit mir als Geleite,
Das Pfeil auf Pfeil von sich'rer Senne schnellt.

Wo glüht der Stern, der nun den Pfad mir hellt,
Den ich mit nächtlichen Gedanken schreite?
Nach dem ich jetzt die Arme sehnend breite,
Leb' wohl, du tiefes blaues Himmelszelt!

O glücklich die, die eine Stelle fanden,
Dran sie den schwanken Lebenskahn gebunden,
Die nicht gezwungen, unstät stets zu landen.

Es ist ein Abschied schon nach wenig Stunden,
Nach wen'gen kurzen Tagen überstanden,
Doch ach! nach Jahren noch nicht überwunden!

Täuschung.

Mir war, als ob dein Blick mein Glück verbriefe.
Dein süßes Lächeln hat mich arg betrogen;
Ein Blumenteppich war's, der überzogen
Mit schönen Farben eines Sumpfes Tiefe.

O wer mir jetzt zurück die Tage riefe,
Die flüchtigen, die ach! zu schnell entflogen,
Daß ich noch einmal, ernst und wohlerwogen,
Die vorgeschrieb'ne lange Bahn durchliefe!

Mit festem Blick, in der Erfahrung Panzer,
Wollt' ich behutsam meine Hütte bauen
Und werden stillen Glücks nie müder Schanzer.

Nun steh' ich einsam, wie beim Tagesgrauen
Vom Lager springt ein erntefroher Pflanzer,
Um die Verheerung seiner Saat zu schauen.

Sommermittag.

Wie oft bin ich bei grüner Halme Schwanken
Am kühlen Waldsaum träumend hingegangen;
Die Wipfel bebten, aus dem Kornfeld schwangen
Die Lerchen sich, des Sommers Dankgedanken.

Ein leises Säuseln bog die Blüthenranken,
Die nach dem Bache langten voll Verlangen,
Indeß die Wellen durch die Wiesen sprangen,
Wo lustig klang der Grillen rastlos Zanken.

Auf einmal schwieg das Säuseln, Singen, Locken,
Als wäre die Natur vor wilder Rotte
Gellendem Schrei im Innersten erschrocken:

Es war ein Schmerzensruf von jenem Gotte,
Der beim Geläute ferner Heerdenglocken
Laut aufgeschrieen in der Felsengrotte!

Vereinsamt.

Den Thespiskarren durch das Land zu schieben,
Der Hoffnung ganz des Kommenden ergeben —
Dieß ungebund'ne frohe Wanderleben
Der jungen Gaukler ist mir fremd geblieben.

Mir war ein andrer Anfang vorgeschrieben:
Nur nach und nach gelang mir ein Erheben,
Ein strenger Meister regelte mein Streben
Und lehrte mich das schöne Maß zu lieben.

Vernehm' ich nun der heitern Kunstgenossen
Wortreiches Prahlen von den Wandertagen,
Und wie bei Kranz und Kuß der Wein geflossen:

„Du stehst vereinsamt," muß ich dann mir sagen,
„Weil du ein heilig Wollen, unverdrossen
Das Ziel im Auge, in der Brust getragen."

Rache und Sühne.

1.

Prometheus.

Geschmiedet an den Felsen öd und steil,
Umgürtet mit den starken Eisenringen,
Um Götterglieder unlösbare Schlingen,
Tief durch die Brust den diamantnen Keil!

Auf deinen Scheitel läßt den Strahlenpfeil
Der Sonnengott versengend niederklingen,
Ein Geier rauscht heran auf dunkeln Schwingen,
Und hackt aus dir sein täglich Beutetheil.

So schmachtest du, weil du die heil'ge Flamme
Entwendet und mit liebevollem Nah'n
Den Raub gebracht dem staubgebornen Stamme.

Der Donn'rer zürnt, es schmiedet dich Vulkan
Am Saum der Erde fest am Felsenkamme. —
Das haben Götter an dem Gott gethan!

2.

Christus.

Es dröhnt von Golgatha der Hammerstreich:
Der treue Hirte einer neuen Heerde
Hängt dort am Kreuz mit duldender Geberde,
Die Dornen um die Schläfe, stumm und bleich.

Die Hand, die durch Berühren wunderreich
Hinwegnahm jede Krankheit und Beschwerde,
Durchfährt der spitze Nagel und zur Erde
Träuft ihres Blutes Welle thränengleich.

Weil er der Welt das schöne Licht zu bringen
Herniederstieg von seines Vaters Thron,
Muß nun sein Herz des Söldners Speer durchdringen.

Ihn trifft die Geißel — giftgeschwellter Hohn!
Und hoch am Kreuze muß er sterbend ringen. —
So thaten Menschen an dem Gottessohn!

3.

Ihn schloß zu tausendfacher Qual und Noth
Zeus' Machtspruch an die letzte Felsenkante —
Prometheus, der sich Freund der Menschen nannte,
Verfiel der Götterrache Zorngebot.

Doch Er, Mariä Sohn, schon todbedroht,
Als ihm der Kön'ge heilig Opfer brannte,
Der sternverkündete, der gotterkannte,
Erlitt am Marterholz den Martyrtod.

Der Themis Sohn rief mit Titanenstimme
Dem Donn'rer Fluch, der schnöd und undankbar
Ihn opferte der Rache wildem Grimme;

Doch Christus mit der Dornenkron' im Haar
Trug seines Vaters wegen still das Schlimme,
Und bot sich selbst der Welt zur Sühne dar.

Distichen.

I.

Blühende Kränze um's Haupt ersehnt sich die stürmende Jugend,
Doch der besonnene Mann will nur gezeitigte Frucht.

II.

Das sei der Jugend erlaubt, in stürmischem Drang zu erbrausen;
Erst wenn die Gährung vorbei, klärt sich der Wein und — der Mann.

III.

Horch, auf befreundetem Dach ein fröhlich Geklapper! Willkommen,
Kündender Vogel, du führst endlich den Lenz uns zurück!
Aber erst drinnen im Haus welch' frühling=begrüßend Frohlocken,
Wo aus der Wiege dem Freund lächelt dein blühend Geschenk!

IV.

Leise durchsäuselt der Wind den Wipfel der blühenden Linde,
Die mir nach sonnigem Pfad Kühlung und Düfte gewährt.
Dank dir, du wirthliches Dach, den rastenden Wandrer erquickend,
Lange sei noch dein Gezweig fröhlicher Sänger Asyl!
Hebe die Krone empor und trotze mit markigen Wurzeln,
Wenn sich der tobende Sturm in deinen Aesten verfängt;
Streue die Blüthen herab, belauschend ein süßes Geheimniß,
Wenn sich ein liebendes Paar in deinem Schatten verbirgt!

V.

Als ich mit rüstigem Muth den Acker beschritt, um die Körner
Ueber die Furchen zu streun, hoffend auf frohen Gewinn,
Flog ein gefiederter Gast, die Taube, herbei, von der Aussaat
Sich ihr bescheidenes Theil zierlich zu holen bereit.
Durft' ich sie scheuchen hinweg, die nickend und pickend umherging,
Weil mir durch sie der Ertrag also verringert erschien?
Ruhig vollzog sie den Raub, doch als ich zur Ernte die Frucht schnitt,
Kam mir der Segen dafür doppelt und dreifach in's Haus.

VI.

Kaum sind die Garben geheimst, so forscht nach vergessenen Aehren
Zwischen den Stoppeln die Schaar ärmlicher Sammler durch's Feld.
Wohl ist's ein mißlich Geschäft, doch ohne die Sorge des Säens,

Ohne des Schnitters Bemühn ernten sie ihren Gewinn.
Ist nicht auf andrem Gefild ein ähnliches Häuflein zu schauen,
Das sich zum Vortheil benützt, was ein Begabter ihm ließ?

VII.

Hast du berufen die Schaar, das Korn auf der Tenne zu dreschen,
Trage dann auch mit Geduld sausender Flegel Geklapp!
Rührige Tage sind noth, die goldene Frucht zu enthülsen;
Doch sind die Körner gesackt, stellt man die Flegel beiseit.

VIII.

Zagend erblickst du den Berg, den felsengezackten, gewalt'gen,
Und dich befällt schon im Thal Furcht vor Schwindel und Müh'.
Wage dich muthig empor, dort wehen erquickende Lüfte,
Freier erscheint dir die Welt, trittst du dem Riesen auf's Haupt.

IX.

Ruhig entschlossen die Bahn geschritten, den einzigen
Richtpunkt
Fest in das Auge gefaßt! dann nur gelangst du zum Ziel.
Lerne die Sage verstehn: wer schweigend und ohne Zu-
rückschaun
Naht dem bezauberten Hort, hebt ihn allein auch empor.

X.

Was du geschaffen, das zählt, nicht was du gewollt;
denn die Wage
Senkt nicht der einzelne Tag, sorgender Arbeit geweiht.
Setzt sich die Welt zu Gericht, so fragt sie nicht erst
nach dem Vorsatz,
Ueber die fertige That fällt sie den gültigen Spruch.

XI.

Gilt nicht der volle Besitz allein als Besitz? das Gewährte,
Das sich zur Hälfte entzieht, ruft zur Entsagung dich auf.
Dieß nur ist einzig das Glück, wenn nichts zu verlangen
zurückbleibt,
Wenn du die Liebe dir ganz, ganz dir die Herrschaft
errangst.

XII.

Halte die Würfel bereit und harre der günstigen Stunde,
Wo dich die Göttin des Glücks lächelnden Mundes begrüßt.
Wirfst du zu früh und zu spät, dann schilt nicht falsch die Fortuna;
Fühle entsagend und stumm mangelndes Spielertalent!

XIII.

Lerne die Grenze genau erkennen, die streng dir gezogen,
Wo deine eigene Kraft endet und fremde nur wirkt.
Hast du dich also geprüft, dann stellst du dich selbst und bescheiden,
Wie es der Tüchtige ist, hinter den besseren Mann.

XIV.

Was uns zu tragen bestimmt, das leichtert uns bald die Gewohnheit,
Auf dem gegebenen Pfad schreiten wir ruhig dahin.
Aber mit fremdem Gewicht, und wär's auch geringer als unsres,
Zwängend belastet, das drückt Schulter und Seele zugleich.

XV.

Sorgsam erwägt der Verstand, hebt langsam unendliche Lasten,
Achtung gebietet sein Mühn, doch der Erfolg läßt uns kühl.
Muthig erscheint das Talent, faßt rasch die Gewichte und schwingt sie,
Frohe Bewunderung weckt einzig die spielende Kraft.

XVI.

Nennt ihr euch Priester, so schürt mit reinen Händen die Flamme,
Die auf der Göttin Altar leuchtet zugleich und verklärt.
Aber entweiht sie nicht so, den Kessel darüber zu hängen,
Daß sie der irdischen Kost himmlische Wärme verleih'.

XVII.

Sinnender Vogel, du warst der Göttin Minerva geheiligt,
Weil du mit forschendem Aug' nächtliches Dunkel durchblickst.
Euch ist die Eule Symbol, weil ihr im Zwielicht die Schwingen
Regt und die Finsterniß liebt — Mäuse nur hascht ihr wie sie.

XVIII.

Götzen des Tages, ihr wandelt mit lärmendem Schritt; doch die ew'gen
Götter sind unhörbar stets ihrem Liebling genaht.

XIX.

Ernst in die Toga gehüllt, den Fuß im gebundenen Hochschuh,
Schreitet dieß Drama dahin, tragisch gemessenen Gangs.
Doch wie's die Arme erhebt zum Anruf olympischer Götter,
Sehen wir, plötzlich enttäuscht, unter der Toga den Frack.

XX.

Welch ein vortreffliches Bild, ein sterbender Mensch: wie natürlich
Ist der gebrochene Leib, ist das verzerrte Gesicht!
Eines vermiß ich allein, sonst wäre das Kunstwerk vollkommen:
Noch ein bescheidenes Maß täuschenden Leichengeruchs.

XXI.

Stellst du das Häßliche dar, so leih' ihm den Reiz noch der Charis;
Ist ja der Teufel doch selbst nur ein gefallener Gott.

XXII.

Haltet die Kanzel mir rein von kirchlichen Komödianten!
Quält uns der Prediger doch längst auf der Bühne genug.

XXIII.

Wieder der alte Gesang, die gleiche melodische Weise!
Nachtigall, lernst du denn nie etwas von Zukunftsmusik?

XXIV.

Lang schon ruf' ich nach dir, mit flüchtigem Gruß nur berührst du
Manchmal mein sinnendes Haupt wieder, dann schwebst du davon.

Kehrst du nicht endlich zurück, o zögernde Muse, und drückest,
Wie es die Seele verlangt, mir auf die Stirne den Kuß?

XXV.

Scheltet den Dichter mir nicht, wenn oft er die Stunde versäumet,
Wo ihn das Liebchen erharrt oder die Freunde beim Wein!
Leicht im Gedächtniß erlischt Versprochnes, dem Ohre vorüber
Hallen die Schläge der Uhr, wenn uns die Muse sich naht.

XXVI.

Streitend erzürnte der Freund mich gestern beim Wein; nach dem Hute
Griff ich und stürmte davon. „Nun ist's für immer vorbei!
Rief ich in schlafloser Nacht; wahrhaftig, ich kann ihn verschmerzen,
Ihn, der mich nimmer verstand!" — Doch mit dem rosigen Tag

Kam ein gefaltetes Blatt, drin lag nur ein trockenes
Zweiglein,
Einst von dem Oelbaum gepflückt, schneeige Wolle
am Stiel.
Ei, der verschlagene Kopf bedient sich hellenischer Sitte
Gegen ein deutsches Gemüth: scherzt und versöhnet zugleich!

XXVII.

„Eh' du entschlummerst, mein Kind," so mahnte die
sorgliche Mutter,
„Sprich noch ein frommes Gebet, glaube mir, Einer
vernimmt's!"
Längst ist die Gute nicht mehr, doch was sie den Knaben
einst lehrte,
Ward zur Gewohnheit dem Mann mit der Erinn'rung
an sie.

XXVIII.

Wendend sein dunkles Gelock versagt mir der Gott die
Erquickung
Stärkenden Schlummers und schickt quälende Träume
dafür.

Fleh' ich: „gieb traumlose Ruh'!“ so weist sein gehobener
Finger
Ernst auf den Bruder, der stumm ihm an die Schulter
sich lehnt.

XXIX.

Gestern erschien mir im Traume der Tod, an die Schulter
mir rührend,
Schon zum Verlöschen bereit trug er die Fackel gesenkt.
Sieh', da sprangen herbei die Kinder und schlangen die
Arme
Schützend um mich, und der Gott lächelte mild und
verschwand.

XXX.

Gräber-beschattender Baum, ein Bild der versunkenen
Trauer,
Birgst du den rissigen Stamm in dein verhüllendes Laub.
Wie von der Sehnsucht beseelt, so senken die grünenden
Zweige
Sich auf den Hügel herab, der ihre Wurzeln umschließt.

XXXI.

Mir zu bekränzen den Sarg mit duftenden Blumen ver-
sprachst du,
Sollt' ich dir schreiten voran auf dem umnachteten Pfad.
Schloß mir die Lippen der Tod, wie dank' ich der
opfernden Liebe? —
Flicht mir lieber den Kranz um das lebendige Haupt!

XXXII.

Doppelt beglückt uns der Sieg, bekränzt uns die Liebe; doch höher
Gilt das Geständniß des Feinds: wahrlich, dein Kranz ist verdient!

XXXIII.

Leichter verzeiht dir der Feind, der mächtige, den du geschlagen,
Als dir der Kleine vergibt, den du durch Großmuth beschämt.

XXXIV.

Stehe, wo immer du willst, ich achte den tüchtigen Gegner,
Der mit verläßigem Muth eigene Meinung verficht.
Nur der berechnende Mann, der zwischen den Lagern umherschwankt
Bis ihn der Vortheil bestimmt, sei der Verachtung gewiß.

XXXV.

Weil deinem trotzigen Mund du Schweigen gebietest, des Vorwurfs
Tödtlich bestacheltes Wort zwischen den Zähnen verknirschst,
Scheinst du gelassen zu sein; doch künde mir auch, ob du niemals,
Dir gegenüber allein, plötzlich den Zügel verlierst?

XXXVI.

Fülle des Lobes verträgt er herrlich und schmatzt mit den Lippen,
Aber des Tadels ein Gran stört ihm das Nervensystem.

XXXVII.

Gleichen wir Kindern nicht oft im Alter noch? Fehler entschuld'gend
Bergen wir uns, wie zum Schutz, hinter die Mutter Natur.

XXXVIII.

Ablaß ertheilt' im Voraus für die zu begehenden Sünden
Eben der Priester, und schon stahl mir die Börse ein Dieb.
Wahrlich ein praktischer Kopf! er nützt die gegebene Frist so:
Was er entwendet mit List, dankt er der Gnade des Herrn.

XXXIX.

Dänisches Drama, du schleppst von Act dich zu Act, die Personen
Kommen und reden und gehn — aber die Handlung steht still.
Wahrlich, nun wär's an der Zeit, daß Einer verkünde das Schlagwort,
Wo der germanische Held zornig die Bühne betritt.

XL.

Liegt ein politisches Ei im Neste, so schlägt mit den Flügeln
Hurtig der gallische Hahn, immer zum Krähen bereit:
„Tragt es hieher nach Paris, zum brütenden Ofen! wie Küchlein
Springen die Fragen der Welt, künstlich geboren, zu Tag!"

XLI.

Wer die Gesetze der Zeit, die sittlichen und die der Völker,
Unter die Füße sich zwingt, folgend der Selbstsucht Gebot,
Fordert das Schicksal heraus. Er stürzt und es schreibt die Geschichte
Ueber den Namen ihm hin nimmer verlöschenden Fluch.

XLII.

Klänge der Liebe zuerst, dann rasche politische Lieder,
Mit dem didactischen Vers schleichet der Strom durch den Sand.

Vermischte Gedichte.

Zweites Buch.

An einen Märzminister.

1849.

Mann, der stets beim Volk gestanden, als das Volk im
Schatten stand,
Leise rührt an deine Pforte eine freie Dichterhand.
An dein Lager sieh mich treten, ungerufen, unbestellt,
Jenem Schemen gleich, der nächtlich trat in jenes Römers Zelt.

Diese Gassen, nachtverödet, lauschten, schauten deinen
Ruhm,
Deine kühne Stirn bekränzte dankbar einst das Bürgerthum;
Fest an deine Schultern drängte sich die kämpfende Partei,
Trug im Schilde deinen Namen als der Freiheit Feldgeschrei!

Mann, der du nach Form und Inhalt aus der Bürger-
erde stammst,
In der Volksgunst schmeichlerischen wandelbaren Wogen
schwammst;
Der den vollen Lobesbecher fast bis auf die Neige
trank, —
Sieh die schwarze Perle unten, die in seiner Flut versank!

Merkst du, wie sich leise, lauter schon des Argwohns
Zunge regt,
Wie ein trüber Hauch sich langsam über deinen Schim-
mer legt,
Wie so manch' befreundet Haupt sich feindlich dir ent-
gegen hebt,
Manche kecke Hand vom Scheitel dir den Kranz zu reißen
strebt?

Wie sie häkeln, wie sie mäkeln, ein verworrenes Ge-
schlecht,
Wenn du auf die alten Säulen pflanzen willst „das
alte Recht";
Wie sie trügerisch ersinnen: daß du, untreu der Faction,
Um die junge Freiheit schlingst das Nessus-Hemd der
Reaction!

Denn sie hatten frisch besaitet und gestimmt die Leier
schon,
Einer schnöden That zu singen jubelnd ihr Harmodion;
Denn sie grollen und sie wollen, was du nie und nie
gewollt:
Daß du dem Busento gleichest, der auf Königsknochen
rollt!

Anders wollen dich die Andern: Nicht mehr der Opposition
Kampfgerüsteter Gladiator sollst du sein zunächst am
Thron;
Nicht mehr mit dem kurzen Schwerte wohlgeschliffner
Reden hau'n;
Als Schlachtlenker hoch vom Wagen sollst du auf die
Massen schau'n.

Uebersatt sind wir der Phrasen und der klugen Worte
längst;
Auf, daß du die tollen Wogen in das Bett der Ordnung
drängst!
Unsres Völkerfrühlings Blüthen fielen, wohl! so zeige
jetzt,
Welche Knospen hoch im Sommer fruchtverheißend an-
gesetzt!

Stehe fest und schwanke nimmer, nicht nach Links und
nicht nach Rechts;
Eine die geschiednen Lager, du ein Führer des Gefechts!
Hier die Freiheit mit der Palme, dort die Freiheit mit
dem Beil:
Nur die Eine ist die echte, nur die Eine führt zum Heil.

Diese hat die sichre Brücke zwischen Thron und Volk
gebaut,
Jene trennt vom Rumpf die Häupter, die das heil'ge
Oel bethaut!
Diese pflanzt und heißt aus Trümmern goldne Saaten
auferstehn,
Jene läßt die blut'gen Wogen über Land und Völker gehn!

Wähle rasch! Die Märzgeworfnen stehen wieder frisch
beherzt
Und sie schwören: Jede Scharte werde wieder ausgemerzt!
Zaudre nicht! Schon fühl' ich frischer, freier Morgen-
lüfte Wehn —
Lebe wohl! Einst bei Philippi werden wir uns wiedersehn!

An meine Mutter.

Auf Weihnachten.

Nicht eins der Kinder, die dein Schooß
Getragen hat in Lust und Schmerz,
Nicht eins der Kinder — hartes Loos! —
Drückst du heut an dein Mutterherz.
Ach, diese Nacht, die fromm durchweht
Der Welt ein ewig Heil gebracht,
Hast du in Sehnsucht, in Gebet
Und wohl in Thränen halb durchwacht.

Kein Tannenbaum, so duftig grün,
Mit süßen Gaben wohl bestellt,
Hat heut mit bunter Lichter Glühn,
Lieb Mütterlein, dein Herz erhellt.
Du dachtest still an Fern und Nah,
Indeß der Mond mit mildem Schein
Durch's Fenster auf dich niedersah,
Wie du so traurig und allein.

Doch war der Mond ein Bote klug,
Der still vor deiner Kammer stand,
Der tausend Liebesgrüße trug
Von fernem Land, von fernem Strand.
Denn Grüße gab von dort und hie
Ihm jedes deiner Kinder heut,
Und freundlich hat er alle sie
Durch's Fenster vor dich hingestreut.

Der Tod der Mutter.

Ach, die traute Flamme erlosch
Auf der Mutter geliebtem Herd,
An der Schwelle des Hauses lehnt
Die Cypresse, der Trauerbaum.
Dicht verhüllt sind die Scheiben jetzt,
Eingang wehrend dem holden Licht,
Wo oft sinnend die Greisin stand,
Blickend nach dem sonnigen Blau,
Nach dem eiligen Wolkenflug,
Ferner Kinder gedenkend still.
Nicht der rasch auflodernde Schmerz,
Bald verglühend, durchstöhnt das Haus,
Nur des wortlos tieferen Wehs
Kaum verhaltenes Schluchzen tönt
Und der sacht hinwandelnde Schritt,
Heilig achtend den ew'gen Schlaf.
Wenn die tönende Glocke mahnt,

Trägt der schreitende Leichenzug
Still hinweg den schwankenden Sarg,
Tief versenkend den theuren Staub
In umhüllender Erde Schooß.
Doch die Seele der Kinder wahrt
Nie verlöschend der Mutter Bild,
Und sie sehen sie droben jetzt
Ueber eilender Wolken Flug
In dem schimmernden Aetherblau
Mit den sinnenden Augen stehn,
Ihrer Kinder gedenkend stets.

An Justinus Kerner.

Beim Tode seiner Frau.

Verödet liegt das kleine Haus,
Das frohe Ziel so vieler Wandrer.
Wohl gehst du sinnend ein und aus,
Derselbe noch und doch ein Andrer.

Kaum daß ein karger Dämmerschein
Noch deiner Augen Eingang findet;
Nun fühlst du plötzlich dich allein
Im tiefsten Schatten, ganz erblindet.

Gesunken ist die treue Hand,
Die dich gestützt, die dich geleitet,
Die stets der Liebe Zauberland
Vor deiner Seele ausgebreitet;

Die oft dein zagend Dichterherz
Mit holder Hoffnung Thau ermuthet,
Bis es den stumm getragnen Schmerz
In Liederwellen ausgefluthet;

Von deiner Stirne sanft und sacht
Die Furchen der Gedanken drückte,
Und deiner Tage lange Nacht
Mit allem Glanz der Treue schmückte.

Wie kannst du deine Einsamkeit,
Du Unzertrennlicher, ertragen?
Das Herz, das sich nur dir geweiht,
Das gute Herz hat ausgeschlagen.

Ja, fort ist fort und hin ist hin! —
Nun sind sie drüben beieinander,
Des Hauses liebe Schaffnerin
Und unser Niembsch und Alexander.

Wohl riefen sie der Freundin zu,
Wie neu von Erdenweh beklommen:
Du bist es wirklich, wirklich du? —
Und bist allein zu uns gekommen?

Du miedest ihn, du ließest ihn
Zum erstenmal auf dunkler Erden!
Was soll aus unsrem Freund Justin,
Wenn du ihm fehlst, da unten werden?

Wer wird den lichtberaubten Mann,
Nun gramgebrochnen, treu geleiten,
Und ihm, damit er singen kann,
Die goldne Harfe neu besaiten?

Und mußtest du von ihm entfliehn,
Vom kalten Tod entführt gewaltsam,
So magst du ihn herüberziehn
Mit aller Liebe unaufhaltsam! —

Wenn an der blauen Berge Rand
Die Sonne scheidet und versinket,
Ist mir, als säh' ich eine Hand,
Die freundlich dir, zu folgen, winket.

Bei Hardegg's Tod.

19. April 1853.

Willkommen, Frühling! Sturm und Wolkenstreit
Sind jetzt vorbei, es herrscht der blaue Frieden.
Zu sterben in der schönen Blüthenzeit,
Welch' bittrer Tod! — dem Freund war er beschieden.
Verflossen ist die lange Regennacht,
Die Vögel singen und die Veilchen sprießen;
Doch ach! im Jubel lenzerwachter Pracht
Nur leises Schluchzen hier und Thränenfließen.

Gesunken ist das Haupt, das Schätze trug,
Das viel errang und Höh'res noch erzielte,
Die Lippe stumm, die der willkomm'ne Zug
Schalkhaften Spott's so liebenswerth umspielte.
Das Aug' gebrochen, das mit scharfem Stral
Die dichten Schleier der Natur durchdrungen,
Und was schon halbverfallen, noch einmal
Dem grimmen Feind des Lebens abgezwungen.

Verwundet selbst warf er noch kampfbereit
Dem Würger Tod die kranke Brust entgegen;
Bewährter Sieger in so manchem Streit,
Dem alten Gegner ist er nun erlegen!
Es war kein rascher Stoß, der ihn erschlug,
Langsam Vertröpfeln seiner Lebenswelle;
Wollüst'ger Tod! du schlürfest Zug für Zug
Aus seines Athems bald erschöpfter Quelle.

Verloren Alles! nur der karge Rest,
Die leere Hülle harret ohne Regung,
Gefesselt an das kalte Lager fest,
Der letzten unfreiwilligen Bewegung.
Bestimmt ist schon der Grund, der Manchen barg,
Der Spaten wird die Schollen bald durchschneiden;
Die Späne fliegen, fertig steht der Sarg,
Den Deckel zu — das ist ein furchtbar Scheiden! —

Seltsamer Odem, der die Welt durchbraust,
Wer mag dein Wehen deuten oder dämmen?
Das saft'ge Laub wird rasch vom Zweig gezaust,
Das schlechte Moos bleibt ruhig an den Stämmen;
Der Sturmwind rast durch's wipfelhohe Holz,
Die mächt'gen Eichenkronen krachen nieder,

Er bricht den wolkennahen Wälderstolz
Und schont des Forstes altersmorsche Glieder.

So ward auch dieses Laub herabgestürzt
Vom blätterreichen frischen Baum des Lebens,
Dieß grüne Sein mit eis'gem Hauch verkürzt
Inmitten eines thatenreichen Strebens.
Der Sturm verrauscht, ein banges Flüstern klingt,
Wie Tropfen, die zur Erde niederschauern —
Indeß der Lenz die heitern Fahnen schwingt,
Versinken wir in winterliches Trauern. —

Erschließer mit veränderlichem Sinn,
Du Mond April, dem so viel Opfer sanken,
Nimm diesen theuren Staub als Beute hin;
Tiefblauer Aether, nimm den Gottgedanken!
Wo ungezählt das Heer der Sterne kreist
Auf festbestimmten, lichtbestreuten Wegen,
Zieh' dieser zweifelvolle Menschengeist
Dem ew'gen Räthsel schaubeglückt entgegen!

Nimmer genug!

Ruh'loser Erdensohn, der in den Sternen forscht,
Sich in die Tiefen senkt, wo still die Perle reift;
Im schwankgebundnen Kahn wandernde Wolken theilt,
Nimmer wird dir genug!

Willig zu deinem Dienst ward dir des Feuers Kraft,
Kühn aus der Berge Schooß holst du das rothe Gold,
Schlingst um den Scheitel dir schimmernder Kronen Reif,
Nimmer wird dir genug!

Meere durchschwimmt dein Kiel, Wüsten durchfliegt dein Roß,
Schwindelnder Klippen Rand streifet dein kecker Fuß
Ueber dem Donner hoch, wo selbst die Gemse bebt,
Nimmer wird dir genug!

Kündend von Pol zu Pol trägt dir der leichte Draht
Schnell den Gedanken hin; dir auf dem Eisenpfad
Schleppet das Riesenthier keuchend die Räderlast,
Nimmer wird dir genug!

Ach, und ein schlicht Gewand, das kaum die Glieder
deckt,
Ein unbesonnter Raum, wenige Schritte lang,
Und etwas Erde nur, die sich zum Hügel formt,
Sind dir doch einst genug!

Der Schreiner.

Ich baute dir den stillen Schrein
Und legte dich in duft'ge Späne;
Jetzt schlag' ich stumm die Nägel ein —
Zu jedem Nagel eine Thräne.

O Gott, wie jeder Hammerschlag
Mich schmerzt, als ob er dich verwunde!
Mir ist, als ob von diesem Tag
Mein krankes Herz nicht mehr gesunde.

Sie tragen dich nun bald zur Ruh
Mit Glockenton und bittern Zähren.
O legten sie mich gleich dazu,
Es kann ja doch nicht lange währen!

Ein bleiches Haupt.

Oft schau' ich in dein bleiches Angesicht
Und quäle mich mit nimmermüden Fragen:
Was ohne Worte deine Lippe spricht,
Was deine ernsten Geisteraugen sagen.

Mich fasset dann ein heimlich Grauen an;
Wie uns im Wald befällt ein leises Zagen,
Ein Kreuz zu sehen, wo den Wandersmann
Des Räubers unheilvolle Faust erschlagen.

So dünkt mich oft dein Haupt ein Leichenstein,
Dem nicht der Kranz des Lebens mehr beschieden,
Der nur bestimmt ein stilles Mal zu sein,
Wo man erschlug den schönen Seelenfrieden.

Ein Kreuz im Felde.

Ich schritt allein durch's hohe Korn dahin;
Die Halme schwankten golden auf und nieder,
Der Westwind hauchte lind, die Sonne schien,
Hoch über mir erklangen Lerchenlieder.

Durch meine Seele zog ein heilig Wehn,
Wie Orgelton durch hohe Tempelhallen,
Es war ein Ruf als wie zum Auferstehn,
Als sei ein Licht in dunkle Nacht gefallen.

Dort, wo der Apfelbaum die Zweige reich
Hinausstreckt und den Wandrer lockt zu rasten,
Da steht ein Kreuz, das Astmoos grün und weich
Und Schlingkraut scheint es gerne zu belasten.

Mir war bekannt der Ort aus frühster Zeit,
Es war ein Lieblingsplatz des wilden Knaben;
Die Sage ging: die Stelle sei gefeit,
Ein Heil'ger liege hier in Gott begraben.

Es war ein fremder unbekannter Greis,
Man fand ihn sterbend da an diesem Orte,
Sein Antlitz leuchtete, sein Haar war weiß,
„Hier möcht' ich ruhen!“ seine einz'gen Worte.

Man grub ihn ein, ein Kreuz mit frommem Spruch
Zu Häupten ihm, bald war der Mann vergessen;
Denn Haide war der Ort und feuchter Bruch,
Vom Schritt des Wandrers selten nur gemessen.

Allein nach kurzer Frist schoß wunderbar
Hier schönes Korn auf, junge Bäume blühten;
Doch wußte Niemand, wer der Sämann war,
Und wer bestellt, den neuen Schlag zu hüten.

Wo keine Furche je gezogen ward,
Wogt' es im Herbst von kerngefüllten Halmen;
Nun sprachen Alle: der hier eingescharrt,
Ein Heil'ger war's! und sangen fromme Psalmen. —

Noch steht das Kreuz und trotzt der Tage Flucht,
Noch werden reiche Garben hier gebunden;
Die Bäume rauschen noch und tragen Frucht,
Der fromme Glaube aber ist verschwunden!

Der Todtenschädel.

Lautlose Nacht! Ich liege krank allein —
Hell durch die Scheiben blickt der Mondenschein,

Huscht leise an der Wand hin und erhellt
Den blanken Schädel, der dort aufgestellt.

Verwittert Haupt, vielleicht einst ohne Rast,
Nun längst schon meines Zimmers stiller Gast;

Du blickst so ernst, so mahnend her auf mich,
Als sprächest du: bald bist du auch was ich!

Dein Denken und dein Lieben, es verweht,
Wie Vogelsang im Herbst verloren geht;

Dein ruhlos Ringen fällt dahin in Staub,
Wie von den Bäumen stürzt das welke Laub;

Dein Glauben selbst, dein Hoffen selbst versinkt,
Sobald der durst'ge Tod dein Leben trinkt.

Du gleichst der Schwalbe, die nach Süden zieht,
Doch nie das Land der schönen Sehnsucht sieht;

Ihr Flug wird müd und müder, bis er ruht,
Und bald verschlingt die Sinkende die Flut! —

Und eine Wolke im Vorüberflug
Jetzt um den Mond den grauen Mantel schlug;

Im Dunkeln stand der Schädel wiederum
Und mit des Lichts Verschwinden ward er stumm.

Doch fühlt' ich, wie sein ernstes Mahnen mich
Mit leichtem Frösteln ahnungsvoll beschlich;

Bang durch die Adern fieberte mein Blut,
Aufrauschen hört' ich dumpf die Todesflut.

Petrarca's Grab.

Ein Sarkophag von rothem Marmorstein
Umfängt des Sängers balsamirt Gebein.

Vier Lorbeerbäume sprossen üppig auf,
Und legen liebvoll ihre Zweige drauf,

Als sprächen sie: der um's lebend'ge Haupt
Den Lorbeer trug, sei auch im Tod umlaubt!

Wenn Abendhauch durch ihre Blätter rauscht,
Steht staunend still der Wanderer und lauscht:

Denn aus den Lüften, die das Grab umwehn,
Glaubt er den Namen Laura zu verstehn.

Unter dem Lorbeer.

Höher pochende Dichterschläfe,
Glühende Siegerstirnen schmückte
Deines Laubs errungene Krone,
Blitzabwehrender göttlicher Lorbeer.
Mir, bei sengendem Mittagstrahle
Schenkst du Schatten und labende Kühle;
Ueber dem Hingelagerten säuseln
Deine Blätter, wie lind berühret
Von des ewigen Gottes Athem.
Nicht den blühenden Zweig begehr' ich
Um den kranzlos alternden Scheitel,
Nur zu ruhen in deinem Schatten
Sei vergönnt mir, erhabener Lorbeer,
Das ermattete Haupt hinlehnend
An den Stamm und geschlossenen Auges
Leichtentschwebende Träume spinnend,
Während über mir leise, leise
Deine glänzenden Blätter flüstern
Unenträthselte Gottgedanken!

Eine Erinnerung.

Unvergessen bleibt die schöne Nacht,
Die ich mit dem Freunde einst durchschwärmt
In dem Fischernachen auf dem Meer.
Spiegeleben lag die blaue Bucht,
Hell beschienen von des Mondes Licht,
Der geründet hoch im Aether stand.
Kaum bewegte sich das leichte Boot,
Von des Schiffers sichrem Arm gelenkt;
Meerwärts schweifte der entzückte Blick,
Wo gebändigt lag das Reich Neptuns,
Wie ein sanft gewölbter ehrner Schild;
Oder streifte zum Gestad zurück,
Wo der hauchende Orangenwald,
Goldner Frucht und weißer Blüthen voll,
Süße Düfte uns herüber schwang,
Und der Sprosser im Granatbaum schlug,
Der als Herold dient dem holden Lenz.

Jugendselig schwammen wir hinaus.
Wein und Rosen hatten wir im Raum,
Mit des Epheus blättervollem Zweig
Unser Haar bekränzt; der Purpursaft
Jener Traube, die am Berge reift,
Wo der dunkle Strom der Lava starrt,
Floß in Schalen, jenen nachgeformt,
Die, in Gold getrieben, einst beim Mahl
Der gelockte Knabe seinem Herrn
Randvoll reichte, mit erglüh'ndem Aug'.

Von des Weines Feuergeist erhitzt,
Trunken von dem Zauber solcher Nacht,
Schöner Römersitte eingedenk,
Streuten wir die Rosen in die Flut,
Sie dem Meergott opfernd, goßen Wein
In die Wellen, weil aus ihrem Schooß
Einst die schaumgeborne Göttin stieg;
Von den Lippen, leichtbeflügelt, klang
Durch die Nacht ein dithyrambisch Lied
Und des holden Wahnsinns Schrei: Evoe!
Staunend sah der Schiffer auf uns her,
Innehaltend mit dem Ruderschlag,
Seine braune Stirne furchte wohl
Der Gedanke: Sind Barbaren dieß? —

Unvergessen bleibt die schöne Nacht,
Die ich einst mit dir, mein Freund, durchschwärmt
In dem Fischernachen auf dem Meer.
Hingesunken ist zu früh dein Haupt,
Das ich damals fröhlich dir bekränzt
Mit des Dionysos heil'gem Laub.
Unfern von dem Ufer, — das wir erst
Rückgewandt betraten, Arm in Arm
Und unsichern Schrittes, als am Saum
Des vom Frühwind sanft gekräusten Meers
Eos mit den Rosenfingern stand
Und der Nacht langweh'nden Schleier hob —
Ist dein Grab, vom Lorbeer überbuscht,
Unbesucht und mit zerfallnem Stein.

Dir, Italia, so verderblich schön
Für den blaugeaugten blonden Stamm,
Warf er sich mit Jugendungestüm,
Trotzig pochend auf die nord'sche Kraft,
An die heiße, üppig schwell'nde Brust.
Müdgeküßt von deinem Fiebermund
Glitt er bald aus deinem Arm, und ruht
Nun entschlummert und der Heimat fern,
Dir, ein Liebesopfer, hier im Schooß.

Ein Tischnachbar.

Fröhliche Mittagszeit theilender Tischgenoß,
Trauernd vermiß ich oft dein harmlos Angesicht,
Das so erwartungsvoll strahlte in stiller Lust,
Wenn zum Beginn des Mahls tönend die Glocke rief.
Immer der Erste du auf dem gewohnten Sitz,
Reinlich gebreitet lag auf deinem Knie das Tuch,
Zierlich in jeder Hand führtest die Waffen du,
Immer gewandt und leicht, sicher zu Schnitt und Stich,
Und sie gewannen dir vielfachen schönen Sieg.
Lächelnd Behagen flog über das Antlitz dir,
Wenn auf der Tafel stand duftend ein Leibgericht,
Das du, der Ordnung kund, wußtest, es komme heut!
In dem geschliffnen Glas perlte dir goldner Wein,
Das du bedächtig hobst, gegen die Sonne hieltst,
Langsam den klaren Trunk schlürfend dann Zug für Zug.
Keiner hat mehr wie du sich am Genuß erfreut
Und seinem Nachbar so auch den Genuß erhöht!

Siehe, da kam ein Tag — längst zum Beginn des Mahls
War schon der Glocke hell lockender Ruf verhallt,
Aber der Stuhl blieb leer, aber der Gast blieb fern!
So diesem ersten Tag folgte der zweite dann;
Wie an der seidnen Schnur Perle an Perle liegt,
Reihten die Tage sich, bis eine Woche voll.
Staunend zum Wirth gewandt fragt' ich: was hat den Gast,
Der so genehm uns war, ganz von dem Tisch verscheucht?
Längst schon vermißt' ich ihn, aber gedoppelt heut,
Da just der leckre Fisch mit ros'gem Fleisch erscheint?
Jener entgegnet' mir spöttischen Lächelns voll:
„Kein ungeziemend Wort, kein Blick hat ihn verjagt,
Aber am heitern Schmaus nimmt er hinfort nie Theil.
Unter den eignen Tisch streckt er die Füße jetzt, —
In einer Wittwe Netz fiel er als Ehgemahl!
Wird ihm Erinnrung nie quälend zur Seite stehn,
Wenn nun die Kinder schrein, endlos die Gattin schmält
Ueber des Herdes Magd, über des Hauses Last,
Rühmend des ersten Manns beßre Genügsamkeit?
Prüfte doch Jeder klug, eh' er zu tauschen wagt,
Wie der Gewinn sich auch zu dem Verlust verhält!"
Solches verständ'ge Wort sprach der beredte Wirth. —
Jahre vergingen wohl, aber zu jeder Zeit,
Wenn auf der Platte liegt duftend der ros'ge Fisch,
Denk' ich des Nachbars noch und seiner Esserkunst!

Tägliche Erfahrung.

Schlaffe Zügel hielt der Sonnengott
In der pfeil- und saitenkund'gen Hand;
Nicht ermunternd mehr sein Viergespann,
Das zum Meer mit müden Hufen zog.
An dem Oelbaum lag ich hingestreckt;
Seine breiten Zweige bogen sich,
Schattenspendend, unter fetter Last.
Leises Säuseln in des Baumes Laub
Lockte vor die Seele Bilder mir:
Ewige Gestalten jener Zeit,
Als die Welt bezwungen lag in Rom.

Jenes Mannes dacht' ich, der um's Haupt,
Kahlgewordne Schläfe zu verhüll'n,
Stets die frische Lorbeerkrone schlang,
Eh' er sich dem größten Volk gezeigt.
Schreiten sah ich ihn zum Capitol,
Hohen Ganges, wie ein Cäsar geht,
Unter dessen Fuß die Erde bebt.

Wie die Schaar der Sterne leuchtend kreist
Um das höherstrahlende Gestirn,
So umwogte ihn die Ritterschaft
Der geprief'nen Siebenhügelstadt;
Der Cohorte auserles'ne Zahl,
Eh'rne Speere tragend, schritt ihm nach.

Am curul'schen Stuhle stand er nun —
Von der Schulter auf den Marmorfließ
Fiel die Toga, purpurn, faltenreich,
Anzuschauen fast wie strömend Blut —
In's Gewand fährt da mit raschem Griff
Brutus, und in hochgeschwung'ner Faust
Blitzt der Mordstahl, in des Cäsars Brust
Tief sich bohrend mit gewalt'gem Stoß.....

Weh, da schmerzt auch plötzlich mir die Hand!
Sei verdammt, Zanzare, die mich stach,
Die sich just den Augenblick ersah,
Als in Cäsars Rippen Brutus stach!..

Schlimme Plage dieses schönen Lands,
Schlafverscheucherin bei stiller Nacht,
Gieriger Vampyr nach Menschenblut,
Wie verdirbst du mir die Einsamkeit!

Der Gedanken schnöde Mörderin,
Sei verflucht und all' die andern mit!
Wie für jenen öftern Warnerruf
Vor des Märzen Idus Cäsar taub,
War ich achtlos für dein leis' Gesumm,
Das, zum Schutz uns, dir Natur verlieh'n.
Tägliche Erfahrung! dacht' ich dann:
Große Uebel trägt man mit Geduld;
Doch ein kleines Leid, das plötzlich kommt,
Stört uns schmerzlich den Gedankengang.

Der Schmetterling.

Armer Falter, langsam schwebend
Durch das abendstille Thal,
Die entfärbten Schwingen hebend
Müde, wie zum letztenmal.

Da du froh dich aufgeschwungen,
Als der Morgen sich erhob,
Säuselten die Blätterzungen
Deines jungen Glanzes Lob.

Rings die Halme Beifall nickten
In dem grünen Kreis herum,
Wie sie flüsterten und blickten,
Die jetzt alle kühl und stumm!

Keine duft'ge Blüthengarbe,
Keine Blume lockt zu Gast,
Deiner Flügel bunte Farbe
Ist verloren und verblaßt.

Aehrenwieger, Rosenschaukler,
Der aus tausend Kelchen sog,
Recht ein sorgenloser Gaukler
Seinen Lebenstag verflog;

Lustig flatternd, gierig naschend
Den verstohlnen Blumenkuß,
Luftentführte Düfte haschend,
Ganz Verlangen, ganz Genuß:

Nun mit grauen todesmatten
Schwingen strebest du zur Ruh;
Leise deckt der Vorhang „Schatten"
Den vergeßnen Gaukler zu.

Nachtigall und Rosenstrauch.

Es träumt die Nachtigall: „O schlimmer Strauch,
Weshalb entziehst du mir den Rosenhauch?

An deinen Zweigen blicken Knospen kaum,
Sehnsüchtig harrend sitz' ich stumm im Baum.

Fang' an zu blühn, gieß' in die Abendluft
Aus hundert Kelchen wundervollen Duft!

Es schmiegt der Mond mit sanfter Liebesglut
Sein Silberantlitz in den Schooß der Flut;

Mit grünen Sprossen flüstern Blätter sacht,
Ein Hauch der Liebe wandelt durch die Nacht.

Ein leises Wonnesäuseln rings herum,
Nur ich allein vor Rosensehnsucht stumm!"

Es bebt der Busch: „O schlimme Nachtigall,
Weshalb entziehst du mir des Liedes Hall?

Sobald dein holder Ton den Hain erfreut,
Bin ich mit Rosen völlig überstreut.

Die Knospen harren schon, doch keine springt,
Weil lockend nicht dein süßes Lied erklingt;

In leichten Hüllen duftiges Erglühn, —
O singe, Nachtigall, dann kann ich blühn!"

Der Abendwind, der lau vorüberrauscht,
Der hat die leise Klagenden belauscht;

Ein wandernd Wölklein, das von Regen schwer,
Hascht er im Flug und treibt es vor sich her.

Bei warmer Tropfen leisem Niederfall
Blüht nun der Busch, singt nun die Nachtigall.

Geheime Lieb'.

Herzallerliebste Buhle mein,
Geh' du nur deinen Weg allein:
Ich schaue fremd dir in's Gesicht,
Ich kenn' dich wohl, doch zeig' ich's nicht.

Die laute Welt, die uns umrauscht,
O wie die späht, o wie die lauscht,
Und was behutsam sich versteckt,
Mit List erspürt, mit Lust entdeckt!

Ein arg Geschwätz, selbst ohne Grund,
Pflanzt schnell sich fort von Mund zu Mund,
Wie man dagegen spricht und ficht,
Ein Flecken bleibt, den tilgst du nicht.

Ein gutes Wort verweht geschwind,
Ein schlimm's hat tausend Wurzeln, Kind!
Drum geh' du immerhin allein,
Herzallerliebste Buhle mein!

Doch weißt du wohl, um welche Zeit
Und wo in süßer Dunkelheit
Wir tief uns in die Augen sehn,
Beisammen stehn, zusammen gehn.

In stiller Stund', in später Nacht,
Da schleich' ich sacht und du hab'-Acht,
Da klopf' ich an, mein trauter Schatz,
Zu einem unbelauschten Schwatz!

Ein Abschied.

Ein Schifflein stößt vom Lande
Weit in die blaue See;
Du armes Herz am Strande,
Gelt, Scheiden, das thut weh?

Sieh, grüßend winkt noch ferne
Ein Tüchlein weiß und fein:
Vier treue Liebessterne
Verlieren ihren Schein!

Du an der Uferstelle,
Du auf dem Schifflein dort:
Die Thräne trinkt die Welle,
Im Wind verweht das Wort!

Verschwunden und verflogen,
Was auf den Wellen trieb,
Einsam zurückgezogen,
Was trüb am Ufer blieb.

Die Wellen gehn und schwellen
Gleichgültig ihre Bahn —
Was geht denn auch die Wellen
Ein Menschenabschied an?

Das erste Bildniß.

Schon fertig liegt das Meerschiff in dem Port.
Nur eine Stunde noch, dann muß er fort
Zu mondelangem Fernsein über's Meer —
Wo Schönheit fesselt, hält die Trennung schwer!

„Und wenn du scheidest, was bleibt mir zurück?
Nur der Erinn'rung thränenbleiches Glück.
Der holden Stimme Klang, so süßvertraut,
Dein Auge, das wie Frühlingshimmel blaut,
Die blüh'nden Lippen und ihr Kuß voll Glut —
Dazwischen legt sich breit die Meeresflut.
Wo find' ich etwas das von dir mir bleibt,
Eh dich des Schiffers Ruf von dannen treibt?"

Mit weißen Armen hält sie ihn umstrickt
Und ruft die Götter an — sieh! da erblickt
Sie des Geliebten Schatten an der Wand —
Die Kohle nimmt sie freudig in die Hand
Und fährt, beim hellen Schein des Lampenlichts,

Dem Umriß nach des theuren Angesichts.
Des Bildners Tochter führt die Kohle gut,
Das Weh des Scheidens steigert ihren Muth,
Es stellen sich die Züge fest und klar
Auf weißer Fläche leicht erkenntlich dar.

So schuf das erste Bildniß zu Korinth,
Im Schmerz der Liebe, eines Bildners Kind!

Das Glück.

Am Ufer eines Stroms, vom Lorbeer kühl
Beschattet, lag ein Flötenspieler einst,
In's Wasser schauend, wo der Fische Schaar,
Die Rücken sonnend, dicht zusammen stand.
Spielt' ich die Flöte, sprach der Thor zu sich,
So schwämmen wohl heran, verlockt vom Klang,
Die Fische und ich holte mit der Hand
Mir aus den Wellen mühlos reichen Fang.
Die Flöte führt' er zum gespitzten Mund
Und blies erwartungsvoll — allein die Brut
War taub und blieb auf warmer Stelle ruh'n.

Bald kam des Wegs daher mit einem Netz,
Aus starker Schnur gestrickt, ein kluger Mann,
Senkt' dieß voll Vorsicht und geräuschlos ganz
Tief in die Flut und zog nach kurzer Zeit
An's Land die Beute, die im Garne sprang.
Da rief der Flötenspieler zornig aus:
Was nimmst du so das mir bestimmte Glück?

Noch hatt' ich nicht gespielt mein bestes Lied!
Doch Jener sprach: du liegst behaglich da,
Durch Eitelkeit bethört, der Mühe Feind,
Erwartend daß das Glück gehorsam kommt
Dir zum Besuch, wenn deine Pfeife lockt.
Nur dem gehorcht es, der's am wehnden Haar
Im Augenblick, wenn es vorüberrauscht,
Mit starker Hand sich zu erhaschen weiß.

Der Bergmann.

Ich war allein im tiefen Schacht,
Mein Grubenlicht durchglomm die Nacht,
Ich pochte unverdrossen;
Da plötzlich sprang die Wand entzwei
Und vor mir stand die Bergesfei,
Der bis zur Hüfte lang und frei
Die goldnen Haare flossen.

Wie Mondlicht ihr's im Antlitz schwamm,
Sie sah so ernst, so wundersam,
So träum'risch auf mich nieder:
„Was pochst du fern vom Knappentroß
So mächtig an mein Felsenschloß?"
Ach, ihrer Stimme Zauber schoß
Durch Haupt, durch Brust und Glieder!

„Wer hat das Zeichen dich gelehrt?
Heut' ist die Nacht, die wiederkehrt
Nur alle hundert Jahre!

Wer so wie du zu pochen weiß,
Der lockt mich aus der Gnomen Kreis,
Die nächtlich mir einflechten leis
Bergblumen in die Haare.

„Dem zeig' ich an, dem mach' ich klar
All' meine Schätze wunderbar
In moos'gen Felsentruhen;
Der Tiefe Räthsel wird ihm kund,
Dem küss' ich wund den Menschenmund
Und lass' ihn eine lange Stund'
An meinem Busen ruhen!"

Sie sah mich an so heiß und lang;
Berückend in die Seele drang
Ihr Blick, der wunderhelle.
Zu Liebeslust, zu Liebesharm
Schlang sie um mich den weißen Arm,
Mein Haupt lag weich und wonnigwarm
In ihres Goldhaars Welle.

Sie küßte mich mit wilder Glut,
Von meinen Lippen rann das Blut
In Tropfen schon allmälig;

Sie fing es auf, sie sog es ein
Und sang: „O süßer Liebeswein!
In hundert Jahren, welche Pein,
Nur einmal liebeselig!"

Ihr Auge glüht', ihr Busen flog,
Ich fühlte, wie sie küssend zog
Das Blut aus meinem Herzen.
„Nun bist du mein, auf ewig mein!"
Es quoll um sie ein blauer Schein...
Ich rang empor, ich mußte schrei'n
Vor unnennbaren Schmerzen!

Sie fanden mich — sie fuhren sacht
Mit mir empor aus dunst'gem Schacht
Zum Sonnenlicht, zum Leben!
Sie flüsterten: dich hat bedroht
Im Schwefeldunst der gift'ge Tod;
Doch sieh', vorbei Gefahr und Noth
Und böser Kräfte Weben!

Ich weiß es besser! — müd und schwer
Schleich' ich mit heißem Haupt umher
Durch Thal und Waldesgründe;

Doch wo ich weile, wo ich geh',
Auf grünem Berg, am blauen See —
Allüberall die schlimme Fee,
  Die wunderschöne Sünde!

O Mutter Gottes, licht und rein,
Mit goldnem Haar im Heil'genschein,
  Du Stern auf allen Bahnen!
Du blickst so ernst, du blickst so mild —
Sie aber blickte heiß und wild —
Muß mich denn auch dein heilig Bild
  An ihre Züge mahnen?

Hexenlust.

Mein Roß der Besen, die Nacht ist hell,
Den Schlot hinauf und in's Freie schnell,
Hoch in die Wolken, des Schwindels bar,
Im Winde flattert mein schwarzes Haar.

Voran, voran mit hastigem Schwung,
Mein Besen ist neu und ich bin jung!
In rasendem Flug die Luft durchsaust,
Tief unten im Thurm dem Wächter graust.

Die Stadt versunken in Nebelgrau,
Der silberne Strom, die grüne Au;
Schon rauscht der Wald wie ein schwarzes Meer,
Die Füchse bellen, reit' ich daher.

Da ist der Gipfel, herab ganz sacht!
Der braune Plan für die Hexennacht.
Sie drehen sich schon, ich komme spät,
Doch Zeit genug bis der Haushahn kräht!

O wie das toset, o wie das lärmt
Und mit Gelächter den Berg umschwärmt!
Der alte Schuhu in ernster Ruh'
Mit glühendem Aug' sieht dem Treiben zu.

In die wilde Lust, in den tollen Reih'n
Mit tanzverlangendem Sprung hinein;
Mein Nachtkleid flattert empor, was thut's?
Das ist die Wonne des Hexenbluts!

Im Wirbel herum wie Laub im Wind,
Mein flinker Tänzer geschwind, geschwind!
Und sind wir vom Drehen müd und heiß,
Dann schleichen wir seitwärts aus dem Kreis.

Dort dampft der Kessel, hoch schäumt der Wein
In Schädelknochen vom Rabenstein;
Gestohlenes Gut schmeckt doppelt gut —
Berausch' mich, lustiges Traubenblut!

Mein Mann daheim — ich hab' ihm gebraut
Den Schlaftrunk aus betäubendem Kraut;
Indessen geb' ich, sein junges Weib,
Als Hexlein dem Teufel Seel' und Leib!

Alhambra.

Friedlich in den blauen Wogen
Schwimmt der Mond, ein Silberschwan;
Leis verschleiert, duftumflogen
Tritt die Nacht in ihre Bahn.

Um die Rosen, sanft geröthet,
Haucht sie ihren liebsten Schall,
Denn in dunkeln Büschen flötet
Die verborg'ne Nachtigall.

Aus dem sehnsuchtsvollen Liede,
Das des Frühlings Grabgesang,
Holde Kön'gin Zoraide,
Grüßt mich deines Namens Klang!

Aus Orangen und Cypressen
Säuselt ein verirrter Hauch,
Gleich den Liebesworten dessen,
Der dich fand am Rosenstrauch.

Rosenstrauch mit tausend Blüthen
Glüht, da er euch bergen muß:
Fürstin, deine Wangen glühten
Mehr noch bei des Buhlen Kuß.

Durch das Laub im Lorbeergange
Schlüpft die Natter, horch, es rauscht!
Aber gift'ger als die Schlange
Späht der Zegris dort und lauscht!

Deine Brust vor Feindesspeeren,
Ritter, schirmt des Panzers Wucht,
Aber keine Waffen wehren
Eines Königs Eifersucht.

Führer der Abencerragen,
Abenhamet stolz und froh,
Die das Haupt am höchsten tragen,
Wo sind deine Brüder, wo?

Führer der Abencerragen,
Tödtlich ist dein kühn Gelüst;
Deine Brüder sind erschlagen,
Weil die Kön'gin du geküßt;

Und du selbst vom Schwert durchstoßen!
Aus dem Herzen strömt dein Blut
Röther noch als jene Rosen
Und der Fürstin Wangenglut.

Liebe glänzt am schönsten immer,
Wenn sie bald verlöschen will;
Fürstin, deiner Sterne Schimmer
Löscht der kalte Boabdil! —

Süßes Nachtigallenschlagen,
Rosen- und Orangenduft
Streuen wunderbare Sagen
In die weiche Sommerluft.

Die Palme.

Mit des Nordens Grün gemeinsam,
In erwärmter, schwüler Luft,
Stehst du, Palme, hoch und einsam
Mitten im Orangenduft.

Durch die trüben Scheiben blickst du
Trüb auf's winterliche Land,
Deine stummen Wünsche schickst du
Nach dem glühen Wüstensand.

Wo an deinen Stamm mit matten
Gliedern oft der Pilger sank,
Kühle in dem kargen Schatten
Deines grünen Fächers trank;

Wo dich gelber Sand umkräuselt,
Wenn der Giftwind heiß geweht,
Wo du leise oft gesäuselt
Bei des Derwischs Nachtgebet.

Wo der Leu die Beute hetzte,
Brüllend vor Begier und Wuth:
Deine spröden Wurzeln netzte
Rieselndes Gazellenblut.

Wo der Schech auf flücht'ger Stute,
Grüßend dich, vorüberflog,
Das Kameel mit gleichem Muthe
Karawanenwege zog.

Schrei aus nackter Geierkehle —
Jedes Wüstenzaubers Kraft
Zieht durch deine Blätterseele
In den schlanken glatten Schaft.

Sonst bei kühlem Abendthauen
Vom Nomadenvolk umtanzt,
Nun begafft von Herrn und Frauen,
Ausgerissen und verpflanzt!

Viel umstanden, nicht verstanden,
Träumst du, wunderbarer Baum,
Freier Wüste Kind in Banden,
Deinen grünen Sehnsuchtstraum!

Persischer Klaggesang.

(Fragment.)

Der die zahllose Völkerheerde
Trieb auf die hellenische Erde,
Ueber des Pontus zürnende Wogen
Ufer-verbindende Joche gebogen,
Dem das weite Meer fast zu enge
Für der rudernden Schiffe Menge —
Flüchtig irrt er und heimwärts jagend
Um sein königlich Leben zagend.

Wo sind die gesammelten Massen,
Die in Susa's sonnigen Gassen,
Stahlumgürtet und erzgerüstet,
Sich mit dräuendem Stolz gebrüstet?
Wo die blitzenden Lanzenschwenker,
Die auf wiehernden Hengsten flogen,
Kundige Führer klirrender Bogen,
Rollender Wagen fürstliche Lenker?

Wo die üppig blühenden Weiber,
Glieder dehnend auf purpurnen Decken,
Wo der schnaubenden Rosse Schrecken,
Die Kameele und ihre Treiber?

Des ergrimmenden Meers Geflute,
Das du, Xerxes, im Uebermuthe
Einst gezüchtigt mit Geißelstreichen,
Wälzt die blutigen Perserleichen!
Asiens weitgewanderte Streiter
Sind vom hellenischen Zorn vernichtet,
Deine Flotte, die Wälder gelichtet,
Treibt zertrümmert als schwimmende Scheiter!

Wir, die der mordenden Meerschlacht entronnen,
Irren umher, bedroht von dem Speere
Päan-anstimmender Griechenheere,
Die ein ehernes Netz uns gesponnen.
Wie der Geier mit rastlosem Fluge
Folgt dem Wüsten-durchwandelnden Zuge
Bis zu der Städte schützenden Thoren —
Folgt, zu verderbendem Untergange,
Uns die Seuche, die gierige Schlange,
In den Dünsten des Schlachtfelds geboren.

Länderbeherrschendes Persien, zage!
Hingewürget sind deine Söhne.
Durch das brechende Susa töne
Nimmer verhallende Todtenklage!

Gestalten.

Kinderbeherrschendes Pferchen, jagt!
Ungeweidigen sind deine Ufer,
Durch das brodelnde Gras über
Nimmer verhallende Todtenklage!

Geſtalten.

Der Tod des Herakles.

Auf des Oeta höchstem Gipfel,
Herrschend über Land und Meer,
Rauschen nur geweihte Wipfel,
Denn des Berges Haupt ist hehr!
Er, der mächtigste von allen
Göttern, thront dort unsichtbar,
Zeus, und nimmt mit Wohlgefallen
Seine Spenden vom Altar.

Wie in frommen Schauern zagend
Schreiten in den heil'gen Hain,
Sorgsam eine Bahre tragend,
Männer jetzt zum Opferstein;
Und sie senken sie mit Schweigen
Auf die Erde feierlich,
Die bekränzten Stirnen neigen
Vor des Gottes Nähe sich.

Bald, aus Eichenholz geschichtet
Und des Oelbaums trocknem Scheit,
Steht der Holzstoß aufgerichtet
Und die Fackel ist bereit.
Treue Freundesarme tragen
Den Erdulder höchster Qual
Auf die Scheiter, ohne Klagen,
Wie es Herakles befahl.

Aufwärts wendet er die Blicke,
Wo der weite Aether blaut:
„Zeus, du Lenker der Geschicke,
Der auf mich hernieder schaut!
Unheilbarer Pein entfliehend —
Nimm mich in den Flammen hin,
Mich in deine Wolken ziehend,
Wenn ich dein Erzeugter bin!

„Streit und Arbeit war mein Leben.
Deines Willens mir bewußt,
Kämpft' ich aus, was du gegeben,
Und die Mühe ward mir Lust.

Selbst das Schwerste mußt' ich wagen:
Waffenlos den Feind bestehn;
Deinen Himmel mußt' ich tragen
Und das Reich der Schatten sehn.

„Nicht im Kampf ward ich bezwungen,
Ungebrochen war die Kraft;
Ein Gewand, von Gift durchdrungen,
Hat mich tückisch hingerafft.
Weh mir, daß ich, Gott=entsprossen,
Durch den Todten fallen muß,
Den ich mit dem Pfeil durchschossen
Einst im brückenlosen Fluß!

„Blinde Thorheit eines Weibes,
Das dem list'gen Rath geglaubt,
Hat mir des gestählten Leibes
Sieggewohnte Kraft geraubt!
Ausgesogen sind die Glieder,
Die einst Göttermark durchrann —
Weh, die Schmerzen kehren wieder,
Zünde, Sohn, den Holzstoß an!"

Mit Entschluß und Zaudern ringend
Nimmt den fichtnen Fackelbrand
Hyllos, ihn im Kreise schwingend,
Jetzt aus des Gefährten Hand,
Schleudert dann den funkensprühnden
In die dürren Scheiter jach —
Seines Lockenhaares blühnden
Kranz wirft er der Fackel nach.

Von des Berges Hauch umsäuselt
Schlägt das Feuer rasch hervor,
Strebt, von blauem Rauch umkräuselt,
Einer Säule gleich empor.
Zeus, die ew'gen Arme breitend,
Ruft im Donner seinen Sohn,
Der, auf Flammenstufen schreitend,
Steigt zu des Olympiers Thron!

Klytämnestra.

Die grausen Jungfrau'n, die kein Gott umfängt,
Die Unthat-rächenden Erinnyen
Erheben sich in schwarzer Mitternacht.
Aus dem gefurchten Antlitz schütteln sie
Das Schlangen-züngelnde, verwirrte Haar,
Und schwingen in bekrallten Händen hoch
Die eh'rne Geißel, die den Schuld'gen hetzt.
Aus dumpfem Sinnen hat sie aufgescheucht
Die scharfe Witt'rung einer künft'gen That.
Nun harren sie mit vorgebeugtem Leib,
Aushauchend unnahbaren Athems Qualm,
Von ihren Fackeln röthlich angestrahlt,
Bis sie geschehn, die That, um alsobald
Hervorzustürzen aus dem Erebos. —

Im Schlummer liegt des Agamemnon Weib.
Kann Klytämnestra schlafen? Wohl, sie schläft!
Doch nicht vom milden Gott sanft angehaucht,
Der zagend vor dem Blutgeruch entweicht.

Von ihrer Stirne tropft der kalte Schweiß,
Denn wilde Träume rasen durch ihr Hirn,
All ihre Glieder zucken und der Mund
Stößt unverständlich wirre Laute aus.
Nun schreit sie auf und fährt entsetzt empor
Aus dem zerwühlten Lager — angstgepeitscht
Eilt sie hinweg mit rasch beschwingtem Fuß,
Das Schlafgemach aufstürmend des Aegisth:
„Trankopfer lasse schütten, mein Gemahl,
Auf des erschlagnen Fürsten trocknes Grab,
Wenn Phöbos zuruft seinem Viergespann,
Die Zäume schüttelnd zu des Laufs Beginn.
Die graue Färse und das schwarze Lamm
Laß sterben langsam heil'gen Opfertod;
Denn unversöhnt und düstern Unmuths voll
Schaut Agamemnons Schatten auf uns her,
Dem Weibe fluchend, das den Gatten schlug,
Und ihrem Helfer, der die That ersann,
Den neuen Herrschern in der Argos-Burg!
Weh, welchen Traum hat mir ein Gott gesandt!
Noch trieft vom Angstschweiß mein gelöstes Haar.
Mir war, als läg' in meinem Schooß ein Kind,
Ein neugebor'nes — und doch schien's Orest.
In weiße Linnen war es weich gehüllt,
…ch Nahrung schreiend ohne Unterlaß.

Ich legt' es schmeichelnd an den Mutterquell,
An meine Brust, und durstig trank es da.
Doch wie es schlürfte, schwoll es plötzlich auf
Und wuchs zum Ungethüm mit schupp'gem Leib,
Mit zahnbewehrtem Rachen todtandräu'nd;
Um seine Kiefer dampfte schaumig Blut,
Das es begierig zog aus meiner Brust,
So daß mich unnennbarer Schmerz durchfuhr.
Gesättigt von der grauenvollen Kost,
Bäumt' es sich jäh empor und sprang nach dir,
Mit eh'rner Pranke schlagend auf dein Herz,
Daß dir vom Scheitel fiel der goldne Reif —
Der, stürzend noch, zerbrach mit scharfem Klang —
Und schwarzes Blut aus Mund und Aug' dir quoll.
Mit einem lauten Schmerzensschrei: Orest!
Erwacht' ich und entfloh dem Purpurpfühl.
Als ich die Halle schnellen Schritts durchflog,
An deine Brust zu bergen dieses Haupt,
Lag mir im Wege ein bestaubtes Beil —
Herabgefallen war es vom Gesims,
Auf dem es rostzerfressen lang geruht.
Es war dasselbe Beil, das meine Hand,
Nach Agamemnon schlagend, dreimal schwang,
Bis er, gefesselt durch das Truggewand,
Wehrlos dem letzten Todesstreich erlag. —

O spende Opfer, ruf' die Götter an,
Denn furchtbar sind die Zeichen dieser Nacht,
Und drohend nahet sich mit weitem Schritt
Ein unabwendbar grauenvoll Geschick!
An unsern Häuptern endet sich der Fluch,
Der schwergewälzte, auf des Tantals Haus!" —

Zur gleichen Stunde, fern im Phokerland,
Schärft an dem Steine seinen Stahl Orest
Und rüstet sich, durch Götterwort gereizt,
Zur muttermörderischen Rachefahrt!

Die grausen Jungfrau'n, die kein Gott umfängt,
Der Urnacht Töchter, die Erinnyen,
Sie harren schon mit vorgebeugtem Leib,
Aushauchend unnahbaren Athems Qualm,
Auf die vollbrachte That, um alsobald
Hervorzustürzen aus dem Erebos,
Gleich Hunden, auf des Wildes Spur gebracht,
Der Fährte folgend, die der scheue Fuß
Des flücht'gen Mörders in die Erde drückt.

Serapis.

Ein Mörder schlief mit blutbefleckter Hand
An eines Tempels halbzerfallner Wand.

Da naht Serapis ihm als Traumgesicht:
„Wach' auf, du Thor, und pfleg' des Schlummers nicht!

„Fleuch diese Mauer!" — So des Gottes Wort.
Der Mörder floh, erwacht, den heil'gen Ort.

Kaum war er fort, so löst sich Stein auf Stein,
Und niederkrachend stürzt die Mauer ein.

Nun wähnt mit keckem Sinn der freche Dieb,
Sein schnödes Leben sei den Göttern lieb.

Er bringt dem Gott, der so ihm hülfreich war,
Im Morgenroth ein dankend Opfer dar. —

Der Schlaf umfängt zum zweitenmale ihn,
Als wieder ihm der Gott im Traum erschien.

Es sprach sein Mund: „Verruchter, wähne nicht,
Daß ich den Mörder raube dem Gericht.

Wohl hab' ich dich befreit vom nahen Tod,
Der durch den Sturz der Mauer dich bedroht;

Denn schmerzenlos wärst du der Welt enteilt
Und hättest so des Frommen Loos getheilt.

Gerettet hab' ich dich — zu größrer Pein:
Zur Stunde harrt der Tod am Kreuze dein!" —

* * *

So gießt die Gottheit oft in ew'ger Huld
Ihr Füllhorn aus auf manches Haupt voll Schuld.

Der Frevler brüstet sich im Uebermuth,
Weil keine Wolke droht, der Donner ruht.

Da zuckt ihr Arm aus Lüften blau und weich,
Und schrecklich trifft der unverhoffte Streich!

Das Horn zu Ronceval.

Das war ein tüchtig Streiten
Zu Ronceval im Thal!
Es troff auf beiden Seiten
Von Blut der scharfe Stahl.
Von Heid' und Christenrittern
Sah man der Wunder viel;
Das war ein Lanzensplittern,
Ein lustig Würfelspiel!
Vor Allen aber Einer
Warf stets den besten Pasch,
Dem widerstand wohl Keiner,
Der hieb so tief als rasch;
Der strich die Eisenfiedel
Auf blanker Helme Kranz,
Und sang ein munter Liedel
Vom Rhein und seinem Glanz.
Das war des Kaisers Vetter,
Der starke Held Roland!
Der schrieb im Kampfgeschmetter
Die leserlichste Hand.

Der ließ die Klinge kreisen,
Als wär's ein Becher Wein,
Und rief: „Sonst trink' ich Weißen,
Heut' schenk' ich Rothen ein.
„Heran, ihr Mohrenfürsten
In Panzern goldighell,
Löscht meines Schwertes Dürsten
Mit eurem Lebensquell!
Karl, hast du keine Kunde,
Wie man hier tiostirt,
Wie deine Tafelrunde
Heut manchen Mann verliert?
„Wir kämpften und wir zechten,
Doch nun ist Alles aus;
Bald hör' ich auf zu fechten,
Dieß ist mein letzter Strauß.
Noch treuer, als der Dame,
Hielt ich dir meinen Schwur,
Und leben wird mein Name
Im Lied des Troubadour.
„Das Häuflein ist gelichtet,
Das deine Nachhut war;
Wie Garben aufgeschichtet,
Liegt fast die ganze Schaar.
Um Jeden, der gesunken,

Ein Dutzend Heidenbrut:
Der Rasen ist wie trunken
Von all dem warmen Blut."
Als Keiner mehr von Allen,
So Christ, als Heide stand,
Dann erst ist er gefallen,
Der starke Held Roland!
Am Schwert die müde Rechte,
Bepurpurt Helm und Schild;
Der erste im Gefechte,
Der letzte im Gefild.
Doch eh' der Tod, so blutig,
Ihn gänzlich übermannt,
Greift er noch todesmuthig
Sein Horn, den Olifant:
„Den besten Gruß, mein Kaiser,
Dir noch mit diesem Schall!"
Und leis' verklingt und leiser
Das Horn zu Ronceval.

Schwäbische Erbschaft.

Der gnäd'ge Herr von Zavelstein
Trank gar zu gern vom echten Wein;
Sobald der erste Becher leer,
Bracht' gleich der Schenk den zweiten her.

Der gnäd'ge Herr von Zavelstein
Trank spät bis in die Nacht hinein;
Früh Morgens, wenn der Tag begann,
Hub er auf's Neu' zu bechern an.

Der gnäd'ge Herr von Zavelstein
Das war ein Trinker klug und fein,
Der niemals überschritt sein Maß —
Wohl dreißig Gläser und ein Glas!

Und als der Herr an's Sterben dacht',
Hat er dem Land sein'n Durst vermacht;
Drum gibt's im Schwabenlande drein
So viele Herrn von Zavelstein.

Walther von Kronberg.

O Frankfurt, reiche Stadt am Main,
Wie schaust du stolz und herrisch drein!
Zum Himmel strebt dein hoher Dom,
Die Wellen hebt dein froher Strom,
Trüb steht dein alter Römer da,
Der manchen großen Kaiser sah.
Das römisch' Reich zerfiel, versank,
Krank ist die deutsche Freiheit, krank!
Du aber blühst in dieser Zeit
Voll Herrlichkeit, voll Sicherheit!
Ein Bollwerk zog dir fest und stark
Dein Reichthum, er — dein Herz, dein Mark!

Fünfhundert Jahre sind's und mehr,
Da griffst du auch nach Wehr und Speer;
Denn sicher war nicht deine Mast,
Nicht deiner Wagen Waarenlast,
Nicht deiner Weine süßer Saft
Vor räuberischer Ritterschaft,

Die tief im Taunus kühn und stolz
Sich schnitt der Lanzen festes Holz.
Da gab's oft Schläge derb und schwer:
Bald siegten die, bald siegte der;
Manch Ritterblut hat da getropft,
Manch Bürgerwamms ward ausgeklopft;
Doch sei auch mancher Mutter Sohn,
Heißt's, vor dem Klopfen schon entflohn.

Einstmals, es war ein kühler Tag,
Wie er zum Fechten taugen mag,
Als sich ein lust'ger Kampf entspann;
Der Städter schlug den Rittersmann,
Der Ritter schlug den Städter drob
Und beide schlugen gut und — grob.
Der Reiter ward vom Gaul geholzt,
Der flinke Fußknecht todtgeholzt;
Wie blind vor Hitz' und Eifer schoß
Ein Schütz auch, statt den Herrn, das Roß.

Ein Pfeil von solchem Strange traf
Das Pferd von einem edeln Graf,
Herr Walter von Kronberg genannt,
Der manchen Städter umgerannt.
Dem Ritter war so lieb sein Roß,

Daß ihm der Schmerz in's Auge floß.
Er führt den wunden Hengst beiseit
Zum Wald und lupft sein Eisenkleid,
Daß sich verblute, kühl umzweigt,
Der Gaul, den er nicht mehr besteigt.

Nicht weit davon hat sich erschreckt
Ein Bäuerlein in's Korn versteckt;
Das war vergnügt und wohlbehabt
Auf seinem Esel hergetrabt,
Bis es mit Schreck und Staunen sah
Wie nah ein blutig Schlachtfeld da.
Flugs sprang es ab und barg sich gut
In die mannshohe Halmenflut.
Der Esel lag mit Zeug und Zaum
Faul unter einem Apfelbaum.

Der Ritter wird des Thiers gewahr
Und denkt: „Dich bringt mein Glück mir dar!
Du sollst mich tragen, bis mein Schwert
Ein neues Schlachtroß mir bescheert.
Schon mancher Mann, der hoch sich nahm,
Vom Pferde auf den Esel kam,
Und für die lump'ge Bürgerschaar
Bist du nun wie geschaffen gar!“

Er treibt den trägen Langohr auf,
Riemt sich die Bügel lang — und drauf!
So wie das Thier verspürt den Sporn,
Schlägt es nach hinten aus und vorn.
Wenn auch der Stock es nie geschont,
Die Sporen sind ihm ungewohnt;
Doch hat der Graf ihm scharf und fest
Die Schenkel um den Leib gepreßt,
Wie es auch springt und schlägt und bockt,
Der sitzt darauf wie angepflockt.
Bald merkt das Thier, daß es zu schwach,
Denkt wohl: der Klügere gibt nach;
Bläst seine Nüstern auf und schreit
Und jaget mitten in den Streit.
Im Korn der Bauer spricht für sich:
Mein Esel, besser du als ich!

Als nun die guten Städter sahn
So stolzen Reiter auf dem Plan,
Und sahn das ungeberd'ge Vieh,
Das toll aus vollem Halse schrie,
Da stutzten sie verwundrungsvoll,
Was wohl das Ding bedeuten soll?
Dieß nützte Kronbergs wackre Schaar,
Die fast auf's Haupt geschlagen war,

Greift rasch mit letzten Kräften an,
Würgt nieder Knechte, Roß und Mann.
Verwirrung herrscht, man haut, man sticht,
Schon stehn die Städter länger nicht,
Sie laufen durch das Feld so schnell
Wie Hasen bei des Hunds Gebell,
Und hell den Flücht'gen hinterdrein
Trompetet noch des Esels Schrei'n!
So war's — sieht man's bedächtig an —
Ein Esel, der die Schlacht gewann!
Doch soll in alten Büchern stehn,
Daß solches öfter schon geschehn.

Der Ritter hat, wie man mir sagt,
Nie nach des Esels Herrn gefragt.
Wie schiert sich auch ein Ritter drum,
Was eines Bauern Eigenthum?
Doch zum Gedächtniß an den Tag,
Wo seinem Arm der Feind erlag,
Nahm er als Helm und Wappenzier
Die langen Ohren von dem Thier.

Der Ritter starb nicht lang darnach,
Sein Stamm erlosch, sein Schloß zerbrach.

Sein Wappen ist, in Stein gehaun,
In Kronbergs Kirche noch zu schaun.
Doch steht nicht da, wer Erbe war
Von dem berühmten Ohrenpaar.

Die Fahnenwacht.

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
Die Hand am Schwert, stets fertig zum Gefechte;
Hell klingt sein Lied, hinüber trägt's die Nacht
In's ferne Lager der Tyrannenknechte:
  Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht,
  Doch hab' ich ihre Farbe mir erkoren;
  Ich streite gern für Freiheit und für Licht,
  Getreu der Fahne, der ich zugeschworen!

Die Nacht verrinnt, Kampf bringt der junge Tag;
Der Sänger will nicht von der Fahne weichen.
Es blitzt sein Schwert, doch ist's ein Blitz und Schlag,
Und singend schlägt er Lebende zu Leichen:
  Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht,
  Kommt nur heran, die Brust mir zu durchbohren!
  Ich sterbe gern für Freiheit und für Licht,
  Getreu der Fahne, der ich zugeschworen!

Der Tod ist satt, gewonnen ist die Schlacht;
Aus tiefen Wunden strömt des Sängers Leben.
Auf blut'ger Fahne, die er treu bewacht,
Hört man ihn sterbend noch sein Lied erheben:
Die Dame, die ich liebte, nannt' ich nicht,
Mein Leben ist, die Ehre nicht, verloren;
Ich stritt und fiel für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeschworen!

Vor Goethe's Standbild.

19. September 1848.

Laß mich auf später Wanderung dich grüßen,
Das Haupt entblößend, dir in Ehrfurcht nah;
Es fehlt der Adler nur zu deinen Füßen,
Und fertig stünde der Olympier da!

Dieß ist die Stirne, marmorglatt und eben,
Von der ein Leuchten durch die Mitwelt drang;
Aus der so manch gerüstet Götterleben,
Wie aus des Gottes Haupt Minerva, sprang.

Doch sieh! der Platz ist seltsam umgeschaffen:
Auf dem sonst Stille nur und Sonne lag,
Jetzt wild Gelächter und Geklirr der Waffen,
Trompetenrufe und der Hufe Schlag!

Am Basrelief des Würfels lehnt die Lanze,
Die Pfeife dampft, das Biwachtfeuer brennt;
Und hoch darüber in metallnem Glanze
Thront in antiker Ruh' das Monument!

Gewiß, daß sich die Flut mit seichtem Schwalle
An seiner Sohle leicht verloren bricht;
Es ward die Stätte heut zu einem Stalle, —
Aus einem Stalle kam der Welt das Licht!

In diesen Gassen, die er oft durchschlichen
Im Mantel tief, auf früher Liebe Spur,
Tobte der Kampf, und zagend ist gewichen
Dem rauhen Mars der flügelnde Merkur.

Vielleicht, daß Gretchens Scheibe heut zersprungen
Durch eherner Geschütze rauhen Gruß,
Die lange hielt und leise oft geklungen,
Ein Wiederhall von des Geliebten Fuß.

Jetzt steht er hier — die Soldateska lärmet —
Der Liederfürst bei wilder Lieder Ton,
Nächtlich umschwärmt, der manche Nacht durchschwärmet,
Der große Dichter und der Frau Rath Sohn,

Mitten im Leben, wie er stets gestanden,
Doch von des Lebens Banden nicht gepreßt,
Und hält den Lorbeerkranz, den sie ihm wanden,
Wie Alles was er je erfaßte, fest.

Horch! aus verschiednen Sängen wird nun Einer,
Dem alle weichen ohne Unterschied:
Das ist das kühne Lied der Wallensteiner,
Im Reiterlager tönt das Reiterlied.

Die Söhne singen's aus dem Neckargrunde,
Wo erzgebildet Einer niederblickt,
Gebeugt vom Lorbeer, der durch Reitermunde
Dem ehrnen Bruder Liedergrüße schickt!

Prolog [1]

zur Feier des hundertjährigen Geburtstages

Friedrich Schiller's.

Des Vorhangs Falten sind emporgeflogen,
Die euch verhüllen diese bunte Welt;
Und wie des Meeres aufgeregte Wogen
Sich glätten, wenn kein frischer Hauch sie schwellt,
So ist nun hier das Schweigen eingezogen
Und ihm hat der Gedanke sich gesellt:
In dieses Hauses lichterhellter Runde
Beginnt des Festes erste Feierstunde!

Und welch ein Fest! Zu einem Wiegenbette
Im Geist zu pilgern steht ein Volk bereit,
Und blickt gerührt nach jener niedern Stätte,
Die ein erhabner Genius geweiht!

[1] Gesprochen am 9. November 1859 auf der königl. Hofbühne zu Stuttgart, als Einleitung zu „Wallensteins Lager und die Piccolomini.“

Im ganzen Reiche rüsten um die Wette
Die Städte sich zu einem Liebesstreit;
Denn keine will zurück der andern stehen,
Den Dichtertag in Würde zu begehen:

Den hohen Tag, da die Novembererde
In Ihm den wärmsten Frühlingskuß empfing;
Mit jenes Kindes erstem Schrei ein Werde
Durch die gebundne Welt des Geistes ging;
Der Dichtung Gott mit liebender Geberde
Die Leier zu des Knaben Häupten hing
Und weihend sprach: Laß ihre Saiten tönen
Der Freiheit nur und nur dem Ewig-Schönen!

Und so geschah's! — Von heil'ger Glut durchdrungen,
Schritt er die Bahn des Ruhmes ohne Halt.
Wie stolz hat er sein Saitenspiel geschwungen,
Wo es der Menschheit höchste Güter galt!
Wie sprach er kühn mit donnerlauten Zungen
Das Urtheil der despotischen Gewalt!
Und wußte doch der Liebe zaubrisch Walten
In reinster Mädchenblüthe zu entfalten.

Sein Singen war ein feuriges Verkünden
Von einem nie erschöpften Wunderhort.

Den Geist der Männer wußt' er zu entzünden,
Die Jugend riß er stürmisch mit sich fort;
Dem Wunsch, der Sehnsucht, die im Herzen gründen
Des deutschen Volks, lieh er sein schwungvoll Wort;
Tiefgreifend in die Bücher der Geschichte,
Verklärte er die Wahrheit im Gedichte.

Goldheller Wein in reiner Demantschale
Schien jener Born, der seiner Brust entfloß;
Erblüht, gereift im lichtsten Sonnenstrahle,
Was ihm in stillen Nächten sich erschloß.
Ein König in dem Reich der Ideale
Schwang er sich auf mit seinem Flügelroß,
Dem Druck der Erde leicht sich zu entziehen,
Die ihm den Lorbeer, nicht das Glück verliehen.

So auf des Ruhms erhabnem Fußgestelle
Sah, hochbegeistert, ihn die Mitwelt stehn.
So werden noch in ew'ger Glorienhelle
Ihn unsre nachgebornen Enkel sehn.
Unsterbliches versandet keine Welle
Der raschen Zeit, kein Sturm wird es verwehn:
So bleibt er stehn in's späteste Jahrhundert,
Wohl nie erreicht und drum so hochbewundert!

Wir, die an ihn das erste Anrecht haben —
Denn unser Boden trieb das hohe Reis,
Die schönste Blüthe wohl am Stamm der Schwaben,
Ihn, den den Seinen nennt der Erdenkreis —
Wir brachten stets ihm unsres Dankes Gaben
Bei jeder Wiederkehr des holden Mai's,
Und schaarten uns, wie unterm Heeresschilde
Das Waffenvolk, treu unter seinem Bilde.

Und heute nun, o herrliche Erscheinung!
Erhebt sein ganzes Volk sich, nicht zum Streit
Für Herrscherrecht und finstre Glaubensmeinung —
Dem theuren Dichter ist der Drang geweiht!
Sein Wiegenfest zeigt die ersehnte Einung
Der Stämme, die Parteigeist oft entzweit,
Und strahlend trägt, daß er „Seid einig!" mahne,
Den Namen Schiller heut die deutsche Fahne.

O schaut hinaus, wie selbst in fremden Landen
Die Schaar der Brüder sich in Reihen stellt,
Die, heimatferne, sich zusammenfanden;
Wie selbst in jener jugendlichen Welt,
Wo der Atlantis grüne Wogen branden,
Die Meerluft festliche Paniere schwellt!

Wo deutsches Wort und deutsche Lieder klingen,
Regt die Begeist'rung ihre Riesenschwingen.

So schreiten wir vereint dem Tag entgegen,
Da er dem Schooß der Mutter sich entwand,
Zu Füßen ihm die Zweige hinzulegen,
Ihm, der so rein auf reiner Höhe stand,
Aus dessen Haupt ein hoffnungsvolles Regen
Der bessern Zukunft ging durch's Vaterland!
Doch wir sind arm; den Kranz, um Ihn zu schmücken,
Wir müssen ihn von Seinem Reichthum pflücken.

Auf diesen Brettern, die euch oft der kalten
Und trübverworrnen Wirklichkeit entrückt,
Wo, was er schuf, lebendig zu gestalten,
Die Spieler selbst im Innersten beglückt,
Soll sich das glänzende Gebild entfalten,
Dem der Vollendung Stempel aufgedrückt,
Ihm mit des Dankes vollsten Feiertönen
Die lorbeerreiche Stirne neu zu krönen.

So schmettert denn, ihr krieg'rischen Fanfaren,
Ihr Heerespauken rasselt dumpf darein!
Ihr Banner mit den kaiserlichen Aaren
Entrollet euch im blut'gen Morgenschein!

In's Lager ziehn die schlachtgewohnten Schaaren,
An ihrer Spitze ragt der Wallenstein;
Und mit ihm naht, daß er das Herz uns löse,
Der Dichter selbst in seiner ew'gen Größe!

Ein Bild aus dem Dänenkrieg.

Die Zeit des Waffenstillstands ist vorbei;
Auf's Neu erhebt der Däne sein Geschrei,
Nicht trotzig pochend auf sein gutes Schwert,
O nein — auf's Meer! Das Meer ist uns verwehrt!
Drum höhnt der Zwerg den Riesen tief ergrimmt,
Weil ihm die Schiffburg auf den Wellen schwimmt!
Allein, Gott Lob, bald fertig liegt die That,
Der langen Spaltung ruhmvoll Ende naht,
Der Tag, wo deutsches Tuch im Winde bauscht,
Die deutsche Flotte durch die Meere rauscht
Und prahlend trägt in aller Länder Kreis
Die deutsche Tapferkeit, den deutschen Fleiß!

Doch jetzt verschwinde, leuchtendes Gesicht;
Nach Schleswig-Holstein steure, mein Gedicht,
Führ' aus Gefechten, aus dem Kampfgefild
Vor unsre Augen ein Soldatenbild! —
Am Abend nach der Schlacht, im Bauernhaus,
Da saßen sie beim Wein und ruhten aus.

Der Posten vor der Thür ging her und hin,
Ein Lied der Heimat fuhr ihm durch den Sinn;
Ein schmucker Kerl, ein preußischer Soldat,
Vom Corps, das just den Feind geschlagen hat.
Der Seewind pfiff um's Haus und um's Geheg,
Mitpfeifend schritt der Posten seinen Weg.

Drin in der Stube ging's lebendig her:
Die Gläser waren voll und wurden leer,
Von Pfeifen und Cigarren welch' ein Dampf!
Dazu Gespräch von dem bestandnen Kampf,
Schallend Gelächter, als der Eine sagt:
„Wie hat der Aar die Füchse heut gejagt!
Blitz, wie die rothen Röcke flüchtig sein,
Doch flücht'ger unsre Kugeln hinterdrein!"
Drauf hebt ein Anderer nach deutscher Art
Das Glas empor und streicht sich seinen Bart:
„Die Fahne hoch, die hoch im Winde flog:
Schläge dem Dänen und dem Danebrog!"
Die Gläser klangen und zersprangen schier,
So kräftig stießen an die Grenadier'.

In dunkler Ecke, auf der Ofenbank,
Lag Einer schweigend, der war wund und krank,

Dem fuhr im Kampf ein dänisch Bajonet
Tief in die Brust durch Riemwerk und Collet.
Als Kissen sein Tornister unter'm Haupt,
Um sich den Mantel blutig und bestaubt,
Verbunden auch, so gut's im Kriege geht,
Wie's der Chirurg und der Kam'rad versteht.
Es war der bravste Bursch im Regiment:
Da er vernimmt, wie man die Fahne nennt,
Rafft er sich schwer empor aus kurzer Ruh'
Und ruft den trinkenden Soldaten zu:
„Halloh, Kam'raden! wenn die Gläser leer,
Schiebt euren Tisch an meine Bank daher,
Gebt mir ein Glas, ein Glas von eurem Wein;
Ich schwör's euch zu, es wird das letzte sein.
Zum Teufel der Verband und der Chirurg:
Der rothe Hund stieß mir die Lunge durch!
So, — rückt heran, — nehm' Einer von der Wand
Mein Helmdach 'runter, setz' es auf den Rand
Des Tisches, daß ich, eh' ich sterben geh',
Der Heimat Wappen, Preußens Adler seh'! —
Habt Dank! — Nun trinkt und schmauchet ruhig fort
Und hört des sterbenden Kam'raden Wort!

Es war im März... o Märzmond in Berlin,
Der manche wilde Heldenthat beschien!....

Die Trommel klang, Trompeten bliesen auf,
In allen Gassen Rennen und Gelauf.
Einzelne Schüsse, lärmendes Geschrei:
Die Freiheit hoch! Bürger heraus! Herbei!
Und immer mehr und mehr braust das Gewühl:
Der rollt ein Faß herbei, der bringt ein Pfühl,
Dort naht sich Einer, keuchend, tiefgebückt,
Den Sandsack schleppend, der ihn schier erdrückt;
Aus allen Häusern, aus den Straßen all'
Kommt's, Steine regnen zu dem Freiheitswall;
„Das Pflaster auf! Stürzt Wagen um!" Und flugs
Die stockwerkhohe Barrikade wuchs!

Allarm! Allarm! der junge Tambour schlug;
Fest schließt sich Glied an Glied und Zug an Zug!
Wir kamen pflichtgetreu, gut commandirt,
Zum wilden Straßenkampfe anmarschirt.
Hoch von den Dächern, aus den Fenstern blank
Schossen sie tüchtig, und gar Mancher sank.
Ein Möbelstück, ein scharfer Ziegelstein
Riß manche Lücke in den Zug hinein;
Von allen Seiten waren wir bedroht,
Man warf — verdammt! — wie tolle Hund' uns todt.
Da commandirt der Hauptmann: „Fällt's Gewehr!
Im Sturmschritt, marsch!" — Bei Gott, es fiel uns schwer!

Man focht schon lang auf beiden Seiten gut,
Das Pflaster trank Soldaten-, Bürgerblut.
„Im Sturmschritt marsch!“ Gehöhnt und zornentbrannt
Grad auf die Barrikade angerannt.
Ich war der Erste oben. Aber — wißt ihr, wen
Ich trotzig sah mir gegenüber stehn?
O wie das schmerzt, viel tiefer als der Stich!
Es war mein Bruder, — kämpfend wider mich!
Wir hatten um ein Mädchen uns entzweit
Und lebten Monde schon in Zank und Streit;
Die sich gemieden und voll Haß getrennt,
Vereinte da ein schrecklicher Moment!
Wir sprangen beide auf einander an,
Nicht zur Umarmung — nein, Mann gegen Mann!
Er hob sein abgeschossenes Gewehr
Hoch auf zum Schlag — sein Schlag traf mich nicht mehr.
Ich stieß kampftrunken, meiner nicht bewußt,
Das Bajonet ihm mitten durch die Brust!...
Ha, wie das Blut aus seiner Wunde sprang,
Ein leiser Schrei von seinen Lippen klang,
Wie er sich streckte dann und ganz erblich —
Da rief's in mir: „Kain! Ich verfluche dich!“

Nichts weiß ich weiter mehr, als daß am Tag
In der Kaserne ich im Feldbett lag;

Man fand mich bei der Leiche hingestreckt,
Mit Blut war Brust und Antlitz mir befleckt.
Ich athmete; man trug mich achtsam fort,
Man wusch vom Blut mich rein — doch nicht vom Mord!
Was später dann befohlen und geschehn,
Ihr habt es selbst gethan und selbst gesehn.
Wir sind in Schleswig: ich auf hartem Bett
Und in der Brust den Stich vom Bajonet.
O, wie das brennt! Doch sei willkommen, Tod!
Vor meinen Blicken schwimmt es blau und roth,
Ha, seht! Dort steht mein Bruder an der Wand,
Auf seine Wunde weist er mit der Hand;
Du bist gerächt — sieh' her — weg der Verband!" —

Er riß die Binde fort, als er so sprach,
Sprang auf — und stürzte — und sein Auge brach! —

Die Grenadiere saßen stumm und blaß
Und starrten regungslos in's leere Glas;
Bis Einer gegen Himmel hob die Hand
Und betend sprach: „Gott schütz' das deutsche Land!
Stärk' gen den Dänen uns mit Kraft und Muth
Und halt' die Waffen rein vom Bruderblut!"

Ein deutsches Schiff.

Jusque dans la pleine mer.

1849.

In dunkelgrüner Waldesnacht
Da blitzt und dröhnt das Beil;
Bei jedem Schlag, der weithin kracht
Und tief den Stamm erbeben macht,
Denkt sich der Forst sein Theil:
Du stolzer Baum, nimm hin dein Loos,
Stürz' nieder in das weiche Moos,
Sollst wieder aufwärts ragen!
Sollst blank geschält und ohne Ast,
Vom Schaum geküßt, vom Sturm erfaßt,
Als eines Schiffes schlanker Mast
Die deutsche Flagge tragen!

An seinem Stuhl der Weber webt:
Mein Schifflein fliege, flieg!
Und wie er's wirft und wieder hebt,

Und wie es auf- und niederschwebt,
Singt er vom Dänenkrieg:
O guter Faden, stark und schwer,
Dich netz' dereinst das weite Meer,
Das Meer mit seinen Wellen!
Du alter Gott, schlag auf dein Buch,
Merz aus den langen Völkerfluch
Und laß dieß deutsche Segeltuch
Von deinem Hauche schwellen!

Im tiefen Schacht beim Grubenlicht
Pocht nimmermüde Kraft;
Der Hammer ruht und rastet nicht,
Bis er die Felsenwand zerbricht
Und Erz zu Tage schafft.
Was Bergesadern still genährt,
Wird in des Feuers Glut geklärt,
Geformt und wohl geschliffen
Zum Dienst, nach Nord und Süd, im Meer,
Als Wand und Band und scharfe Wehr,
Als krummer Stahl, als grader Speer
Den stolzen deutschen Schiffen.

Den Säugling in dem treuen Schooß
Sieht sich die Mutter an:

Mein Söhnlein, werde stark und groß,
Für Wogenbraus und Sturmgetos
Der ächte, rechte Mann!
Besteige kühn den leichten Kiel
Und steure nach dem fernsten Ziel,
Nach jedem Strich der Rose!
Mit sichrem Blick und fester Hand
Schau von des höchsten Mastkorbs Rand;
Matrosen braucht das deutsche Land:
Mein Söhnlein wird Matrose!

Du deutscher Adler, horste keck
Auf hohem Flaggenstab!
Flieg stolz empor vom breiten Deck
Und flattre zu der Feinde Schreck
Als Bannerbild herab! —
Der deutschen Stämme erstes Schiff,
Du sollst mit hellem Seemannspfiff,
Bekränzt vom Stapel laufen.
Der lange Traum wird endlich wahr,
Trotz Leopard und Czaren-Aar!
Mein Schiff, wir wollen in Gefahr
Mit Dänenblut dich taufen!

Bei Vilagos.

Den Bravsten auch, der frisch in jeden Kampf
Gestürmt bei Hurrahruf und Roßgestampf,
Hat doch ein leises Zagen übermannt,
Wenn er, durch das Commandowort gebannt,
Auf flachem Plan, den wohlpostirt und leicht
Das sichre feindliche Geschütz bestreicht,
In Reih' und Glied muß stehn, Gewehr in Arm.
Da drückt der Helm, da wechselt Kalt und Warm,
Und jede Stunde däucht ein langer Tag —
Man ist ein reifes Feld im Hagelschlag.
Wie krampfhaft da die Hand die Waffe hält,
Wenn der Kam'rad an unsrer Seite fällt,
Verzerrten Angesichts, mit dumpfem Schrei,
Die Brust durchbohrt vom mörderischen Blei —
Vielleicht ein Bruder oder Schlafgesell —
In seine Lücke rückt ein Andrer schnell,
Auch dieser stürzt — und so durch Stunden stehn,
Die fernen Brüder bei der Arbeit sehn,
Die lustig raufen, o verdammte Pein,
Starr, thatenlos des Feindes Scheibe sein!

Doch zehnmal ärger der Soldatenschmerz,
Wenn in der Scheide tief das gute Erz,
Indeß die Fahne hoch im Winde weht,
Das Heer zur Waffenstreckung fertig steht.

Ein solcher Tag der dreizehnte August:
O Tag voll Qualen für die Ungarbrust!
Da hielten sie im heißen Sonnenstrahl,
Vom Waffenvolke wimmelte das Thal:
Geschütze, Reiter und die Infant'rie,
Zum letztenmale so — das wußten sie.
Der Eine glühte, Der war todtenblaß,
Der strich den Schnurrbart sich, von Thränen naß,
Der stieß den Säbel klirrend in den Grund —
Und Allen lag ein wilder Fluch im Mund!
Den Tschako auf dem Ohre, der Husar
Spornt seinen Rappen, Schweif und Mähnenhaar
Flattern im Winde; bis zum nächsten Baum
Jagt er, springt ab und hält den Hengst am Zaum;
Zieht aus der Halfter langsam das Pistol,
Klopft seines Thieres Hals und spricht: „Leb' wohl!
Viel lieber todt, als daß dir der Kosak
Den Sattel auflegt und den Beutepack!
Ungarn verblutet heut am Czarenschwert."
Und niederschießt er sein geliebtes Pferd. —

Gewehr bei Fuß seit Tagesanbruch schon
Harrt auf den Obristen das Bataillon,
Der in den Kriegsrath hin zum Feldherrn ritt —
Doch rückgekehrt jetzt vor die Fronte tritt.
Kein laut Befehlwort: „Achtung! Präsentirt!"
Schallt ihm entgegen, Keiner commandirt;
Die Trommel schweigt, es feiert der Tambour,
Still ist es, still — doch Kirchhofstille nur!
Der Oberst hält, starr blickend, bleich wie Schnee,
Lautlos formirt sich um ihn das Carré.

Der junge Fahnenträger tritt jetzt vor,
Hält noch einmal hoch das Panier empor,
Drückt das zerfetzte Bannertuch voll Schmerz
Sich an die Lippen erst, dann lang auf's Herz.
Stumm, bebend reichet er die Fahne dann,
Die tricolore, seinem Nebenmann.
Der hält sie mit krampfhaften Fingern fest,
Hat sie geküßt, wild an die Brust gepreßt —
Mit nassem heißem Auge reicht er dann
Das Kleinod wieder seinem Nebenmann.
Und so durch's Bataillon von Hand zu Hand,
Von Mann zu Mann geht um das Ehrenpfand;
Fast jede Brust hat schmerzlich da gekeucht,
Fast jede braune Wange wurde feucht,

Und Mancher hielt sich aufrecht kaum und grad,
Als ihm die Fahne gab der Kamerad,
Für die so mancher Bursche, treu und brav,
In ferner Haide schläft den ew'gen Schlaf.
Der Letzte reicht dem Führer das Panier —
Dem bricht vor Schmerz die alte Wunde schier.
Die linke Faust fest auf die Brust gestemmt,
Drückt er das Antlitz thränenüberschwemmt
Tief in die Fetzen —
Durch die Reihen dort
Pflanzt sich sein Schluchzen leise hörbar fort.

Jetzt rafft er sich empor — noch tief bewegt
Hat er das theure Kleinod still gelegt
Auf einen dürren Reisstoß, der bestimmt
In Flammen aufzugehen und schon glimmt.
Die Fahne liegt — der Pußten-Wind facht gut —
Die Flammen züngeln, prasselnd wächst die Glut,
Sie faßt das Tuch, den Fahnenstecken schon....

Mit stieren Blicken steht das Bataillon,
Als ob es aus dem Feuer steigen säh'
Mit Flammenschrift: „Finis Hungariae!“

„Mene, mene, tekel, upharsin!“

1849.

Wir schritten durch das weite Hospital —
Ein deutsches Bedlam — in den luft'gen Saal,
Ich folgte zagend fast dem Cicerone;
Rings eine sonderbare Maskenschaar!
Ophelia hier mit aufgelöstem Haar,
Ein Kaiser dort mit goldpapierner Krone!

Der weint im Winkel, jener lacht wie toll, —
Ob ich mitlachen, ob ich weinen soll?
Wohl zwischen beiden war's ein wechselnd Schwanken.
Ich kam zu lernen was mir nützt und frommt
Für meine Kunst — und nun ich sehe... „Kommt,
Das sind die Glücklichen, jetzt zu den Kranken!“

Die Glücklichen? Mein Führer, welch ein Wort!
O wie beklag' ich jene Armen dort
Und ihres Sterns betrübende Erblindung!
Von harter Arbeit wird die Hand uns rauh,
Und tiefer Qual unausgesetzte Schau
Erstickt in uns die weichere Empfindung.

Nun wieder durch die Gänge hoch und frei.
Was ist das für ein schmerzliches Geschrei?
„Der kriegt die Jacke eben, weiter, weiter!“
Zwölf Stufen abwärts; enger ward es hier.
Vor schwer beschlagner Thüre hielten wir,
Vorsichtig zog am Schalter mein Begleiter.

Ein Mann lag da im engen Zellenraum
In sich versunken — ein lebend'ger Traum! —
Mit seinen Nägeln grub er in den Platten;
Mit wirrem Haar, auf einer Schütte Stroh,
Halbnackt, im Schweiß des Fiebers lag er so
Ein Jammerbild — ein Mensch, ein Menschenschatten!

Die trocknen Lippen bebten, wie im Wind
Baumblätter beben, die herbstmüde sind,
Mit stieren Augen starrt' er nach der Mauer;
Dann stöhnt' er angstvoll und zum Sterben matt:
„Die schwarzen Lettern von dem weißen Blatt
Fort, fort!“ — und ihn durchfuhr ein frost'ger Schauer.

Nun sprang er auf und schlug mit welker Hand
Nach einer Fliege an der hellen Wand,
Wie ein Gespenst stand er, der Geisteskranke;
Jetzt lacht' er höhnisch grell hinaus und schrie:

„Du freches Volk, lernst du Gehorsam nie?
Hei! wieder ein gemordeter Gedanke!

Ha, ha! was kümmert mich der wilde Fluch!
Ein Schnitt in's Herz ist dir mein Schnitt in's Buch,
Du sprichst, ich bräche die Gedankenglieder?
Was lenkst du aus dem vorgeschriebnen Gleis?
Laßt mir die Wände weiß! ich will sie weiß" —
Und kraftlos sank er auf sein Lager nieder.

Gebannt und tief erschüttert stand ich da,
Das Elend kaum begreifend, das ich sah
Nah durch den Schalter in der Eichenthüre;
Mir war, als säh' ich jene Riesenfaust,
Vor der Belsazar einst beim Mahl gegraust,
Die langsam schreibend auf und nieder führe!

Unglücklich Menschenbild, daß Gott erbarm'!
Ist dieß ein Strafgericht? — Da zog beim Arm
Der Führer mich: „Der Schlimmste unter allen
Ist dieser da! So treibt er's nun ein Jahr;
Er glaubt, er sei noch immer was er war,
Bevor der Märzschnee auf sein Haupt gefallen!"

Ein Grab im Mondschein.

Komm, folge mir, sieh mich nicht fragend an!
Was zagt dein Fuß vor Gräbern? sei ein Mann!
Wie süßen Duft die laue Nachtluft trägt!
O Mondenschein! Wie hell der Sprosser schlägt!
Leuchtkäfer hier! Was hältst du inn' im Lauf?
Die still hier schlummern, weckt dein Schritt nicht auf.
Ein guter Sitz — dieß umgestürzte Mal;
Ein gutes Licht — der bleiche, kalte Strahl;
Und dort ein Grab, nicht allzufern der Wand,
Um's Kreuz ein Kranz mit stark verblaßtem Band,
Ein Kranz von Rosen, welk, bald fällt er ab —
Die schönste Rose aber welkt im Grab.
So oft ich schau' nach diesem Kreuzlein hin,
Summt mir ein Märchen seltsam durch den Sinn.
Hör' an, was mir die Trauerweide sacht
Einst zugeflüstert in der Sommernacht;
Die kennt die Hügel all' und stand schon da,
Als hier der erste Spatenstich geschah:

O sie war schön, der Eltern einzig Kind,
Und rein dabei, wie es die Engel sind.

Ein Jüngling er, der hold zur Zither sang,
Bis ihr sein Lied im Herzen wiederklang.
Sie liebten sich, wer liebte je so heiß?
Gezogen schien um sie ein Zauberkreis,
Der Alles fern hielt, was den Frieden stört
Und nicht der Welt des Herzens angehört.
Wie an dem blauen Himmelszelte fern
Verbunden glänzt ein schöner Doppelstern,
Deß zwiefach Licht ein einzig Strahlen scheint:
So waren sie in Liebesglanz vereint.
Auf freier Halde an dem Tannengrün,
Wo Haidekraut und wilder Thymian blühn,
Saß er zu ihren Füßen oft, ein Lied
Der Sonne singend, die verglühend schied
Und Purpur noch und goldne Düfte wob
Um's Hochgebirg, das fernher sich erhob;
In seines Mädchens Schooß das Haupt gedrückt,
Mit einem Kranz von Blumen reich geschmückt,
Die sie im Wandeln durch den Wald gepflückt.
Versunken ganz in Liebesseligkeit,
Floß wie im Traum dahin die Sommerzeit.

Nun kam der Herbst, die Felder standen leer,
Nach Süden zog der Wandervögel Heer;

Da hoben plötzlich auch in seiner Brust
Die Flügel sich erwachter Wanderlust.
Ruhloser Geist, o wilder Jünglingssinn!
In's Leben trieb's ihn thatendurstig hin;
Nach Kränzen sehnt' er sich, die Liebe nicht,
Der Ruhm nur um des Mannes Scheitel flicht.
Er riß sich los, ein kurzes Abschiedswort,
Ein Kuß, ein Schwur, und eilends stürmt' er fort;
Noch einmal schaut' er rückwärts — auf den Knie'n
Sah er sie liegen, im Gebet für ihn.

Wie oft den Tag die Dämmerung verhüllt,
Des Mondes Sichel wieder sich gefüllt,
Und ob er nie mit leichtem Sinn vergaß
Das Herz, das er im fernen Land besaß:
Das frage nicht! Genug, er kam zurück,
Müd von der Jagd um ein geträumtes Glück;
Er fand es nicht. Die Sehnsucht trieb ihn aus —
Die Sehnsucht trieb ihn mächtig nun nach Haus.
So kam er an das heim'sche Thor gegangen,
Da lag die Stadt in tiefem Schlaf befangen!
All' die bekannten Häuser traf sein Gruß —
Ihn schmerzt nicht mehr der matte, wunde Fuß —
Nicht lenkt er nach dem elterlichen Dach,
Zu ihr, zu ihr! O wäre sie noch wach!

Und sieh! durch ihrer Kammer Fensterlein
Dringt eines Lämpchens süßer Dämmerschein.

Es grüßt der Schiffer nach des Sturmes Noth,
Wenn Well' und Klippe furchtbar ihn bedroht,
Den ersten Stern, der aus den Wolken bricht,
Mit freud'germ Herzen nicht, als er dieß Licht.
Nun sitzt sie wohl, das Haupt in weißer Hand,
Ihr Geist wallfahret fern in fremdes Land,
Und sucht nach ihm, bald hier, bald dort und da,
Und ahnet nicht, wie nah er ihr, wie nah!
An dem Geländer, wo die Rebe dicht
Ein schattig Laubdach um die Scheiben flicht,
Steigt er empor und schaut — unsäglich Weh!
Dieß Schauen bleicht sein dunkles Haar zu Schnee!
Von eines Flämmchens ungewissem Schein
Lag sie beleuchtet in dem schwarzen Schrein,
Wie eine Braut, Feldblumen am Gewand,
Des Heilands Bild in der erstarrten Hand.
Ein Schwindel faßt ihn, eine Stimme spricht:
Dieß deine That! — Und das Geländer bricht. —

Nicht weiter weiß ich mehr, was dann geschah —
Der Jungfrau Hülle birgt der Hügel da.
Er ist verschollen oder eingescharrt —

Doch Andre sagen, daß er irre ward.
Er lebe hier und habe Nacht für Nacht
Auf diesem Male sitzend still durchwacht.
Ich glaub' es nicht, denn manchen Mondenschein
Saß ich allein, allein auf diesem Stein. —

Was schrickst du so empor, zum Tod erblaßt,
Und starrst mich an? Was hat dich so erfaßt?
Bist du schon müd'? Ach ja, 's ist Schlafenszeit.
So geh', ein schirmend Obdach liegt nicht weit.
Nun lebe wohl! Gott segne deinen Gang!
Ich bleibe hier. Der Morgen säumt noch lang.
Ach, daß es immer Nacht und Mondschein blieb'!
Weiß nicht, warum mir dieses Grab so lieb!

Ein Besuch im Gefängniß.

Es war ein Thurmgemach, niedrig und klein;
Der grüne Epheu guckte scheu herein
Durch's offne Fenster, das vergittert dicht
Nur spärlich Eingang ließ dem Tageslicht.
Ein Sonnenstreif fiel grell in's Zimmer hin,
Staubwölkchen tanzten, Mücken gleich, darin.
Die kahlen Wände, Zeugen tiefer Qual,
Sie trugen Sprüche, Namen sonder Zahl,
Denn wer den Estrich maß mit seinem Fuß,
Schrieb hier dem Leben seinen Scheidegruß.

In diesem Käfig sitzt ein Vogel fest,
Dem sonst Geklüfte überhing das Nest,
Der wie ein König durch die Berge schritt,
Und stolz befahl und herrschte — ein Bandit!
Doch Alles in der Welt, ob klein, ob groß,
Erreicht sein Ende — auch ein Räuberloos.

Nun liegt er hier im engen Thurmgemach,
Sinnt stumm der Freiheit schönen Träumen nach,
Und würzt die eingeschloßne Kerkerluft
Sich mit berauschender Erinnrung Duft.
Von Zufall und von Neugier hergeweht
Besucht' ihn dort ein wandernder Poet.

Wenn bis zum Tod nur eine Spanne Zeit,
Gibt es zum Plaudern wohl Gelegenheit:
Die Frage folgt der Antwort auf dem Fuß,
Wenn nur heraus Entschuld'gung erst und Gruß;
So hat mir der, der bald nichts mehr verliert,
Sein halbes Leben dort improvisirt.

„Mein lieber Herr — so sprach der arme Mann —
Man sieht Euch deutlich Eure Abkunft an.
Ihr stammt aus einem Lande, wo man liebt
Und den Verrath nicht rächt, nein, stolz vergibt.
Wo kurz der Sommer, doch der Winter lang,
Und leer die Mondnacht an Guitarrenklang,
Wo man zu scharfem Wort die Zungen schleift,
Doch nicht gereizt gleich nach dem Dolche greift.
Hier ist es anders: leicht erregbar glüht
Durch unsre Adern Blut, das Funken sprüht.

Wo ich mein Herz verschenkt, da soll es sein,
Verschlossen wie in einem Heil'genschrein.
Denn wenn ein Weib, das mir von Treue spricht,
Mit einem Andern Liebesrosen bricht,
Drückt sie die Dornen tief mir in die Brust
Und füllt mit Gift den Becher meiner Lust;
Sie lächelt süß — dieß Lächeln schmeckt nach Spott —
Ihr faßt den Dolch — so kommt man auf's Schaffot!

Es war zur lust'gen Zeit des Carneval,
Auf allen Plätzen Maskenscherz und Schall;
Sie schritt an meiner Seite fest dahin,
Ihr kennt den stolzen Gang der Römerin!
O sie war schön, wie ein Marienbild,
Ein irdisch Weib und doch so himmlisch mild!
Hat man an ihre Brust gelegt ein Kind,
War sie wie Rafaels Madonnen sind!
Mein Haupt hätt' ich verwettet, daß sie rein;
Und doch dieß Alles Lüge nur und Schein!

Verflucht die wilde Lust in jener Zeit,
Die losgelassen durch die Gassen schreit!
Doch auch gesegnet! denn mir wurde klar,
Daß ich der größte aller Thoren war.

Mit tollem Lärmen riß ein Maskenschwarm,
Nicht konnt' ich's hindern, sie von meinem Arm;
Sie schob es dorthin, wo die Straße leer,
Mich in's Gewühl — bald sah ich sie nicht mehr.
Wie mit erzürnter Flut der Schwimmer ringt,
Die seine Kraft und seine Kunst nicht zwingt,
Die ihn bald hoch wirft, bald zur Tiefe zieht,
Indeß das Land ihm immer mehr entflieht —
So rang ich Stunden, sonder Ruh und Rast,
Mit dem Gewoge, das mich dort gefaßt.
Vergeblich war mein Streben zu entfliehn,
Ich mußte Gassen auf und nieder ziehn,
Mit glüh'nder Stirn, mit zornergriffner Brust;
Ein Spielzeug war ich schnöder Narrenlust,
Gedrängt und drängend, höhnisch angeschnaubt,
Und von Konfetti-Würfen ganz bestaubt.
Endlich gelang's! — Die Gassen theilten sich,
So auch der Schwarm, dieß nützt' ich und entwich.
Doch wo sie suchen? wieder im Gebraus?
Vielleicht hat sie die Angst gescheucht nach Haus;
Dorthin zuerst! Bald stand ich vor der Thür.
Verschlossen war sie — drin der Riegel für.
Ich trat an's Fenster, das die Rebe dicht
Mit grünem Laub und blauer Frucht umflicht
Und Herr — ein einz'ger Blick war mir genug,

Zu schauen hier den schändlichsten Betrug.
Um ihren Nacken lag ein Männerarm,
Sie an der Brust dem Hauptmann, dem Gendarm —
Ein Augenblick ward mir, ich weiß nicht wie,
Mein Aug' ward trüb, es schlotterte mein Knie,
Doch nur ein Augenblick, dann kam die Wuth,
Und meine Seele dürstete nach Blut.
Die Nägel grub ich in mein Fleisch hinein,
Um mich zu zähmen, Herr, kalt wollt' ich sein;
Und ich ward kalt und lauschte still und sah
Mit kluger Vorsicht, was da drin geschah.
Sie nahmen Abschied so voll Herzlichkeit, —
Es war ein Abschied, Herr, für alle Zeit.
Ich drückte fest und platt mich an die Wand,
Das Messer hielt ich krampfhaft in der Hand,
Der Riegel klang — er kam — durch sein Collet
Fuhr bis an's Heft mein blitzendes Stilet,
Die Klinge sprang in seiner Brust vom Stiel;
Jesus Marie! so schrie er auf und fiel.
Und nun zu ihr — ich schleifte, Herr, das Weib
Am Boden hin, den jugendlichen Leib
Traf meine Faust, sie schrie: Jesus Marie!
Es klang so ähnlich wie ihr Buhle schrie.
Der Schrei hat ihre schnöde That verbürgt, —
Mit diesen Händen hab' ich sie erwürgt.

Ihr schaudert, Herr, und könnt es nicht verstehn,
Wie solche That in solcher Zeit geschehn?
Ihr stammt aus einem Lande, wo man liebt
Und den Verrath nicht rächt, nein, stolz vergibt.

Die Nacht kam mir zu Statten und ich floh,
Um mich zu bergen; Ihr errathet, wo?
Hoch im Gebirg, die Büchse in der Hand,
Im Hinterhalt an einer Felsenwand,
Hält man der Ueberzahl der Schergen Stand.
Mich zu entziehen der Gerechtigkeit,
Kam mit des Rechts Vollziehern ich in Streit.
Ich ward ein Räuber, Hauptmann einer Schaar,
Ein beßrer Hauptmann als ihr Buhle war;
In knapper Tracht von Sammt mit Silberglanz,
Am Gürtel dicht beim Dolch den Rosenkranz,
Den Bänderhut, das seidne Netz um's Haar,
So flossen Tage, Monde, Jahr und Jahr.
Ich fühlte mich von allen Banden frei,
Denn auch die Liebe, Herr, ist Sklaverei,
Und welche Freude, wenn im Waffenspiel
Todt ein Gendarm von meiner Kugel fiel!

Oft lag ich einsam an dem stillen See.
Das Abendgold floß in der Berge Schnee,

Die Uferbäume streuten auf den glatten
Seespiegel träumend ihre kühlen Schatten;
Die Wasserpflanzen, müd' der langen Glut,
Die nickten jetzt und tranken aus der Flut
Mit rothen Blumenzungen tief und lang;
Die Käfer summten und manch Fischlein sprang.
Aus fernem Thale leise hergeweht
Klang dann ein Glöcklein, mahnend zum Gebet.
Ich dehnte mich im Busch in sichrer Ruh
Und sah dem Kreisen eines Vogels zu;
Scharfblickend kam heran das kluge Thier,
Die leckern Bissen sich zu holen hier.
Verboten war's, zu fischen in der Flut,
Denn dieser schöne See war Klostergut.
Was kümmerte den Vogel das Gesetz?
Der warf an jedem Abend hier sein Netz
Und stahl den frommen Brüdern manchen Fisch,
Der prangen sollte auf des Abtes Tisch;
So mancher Karpfen, auf ein Fest gespart,
Stieg mit ihm auf zu lust'ger Himmelfahrt.
Nun seht, wenn er so beutelüstern flog,
Kaum sichtbar hoch im Blau die Kreise zog,
Die er erweitert bald und bald gekürzt,
Sich plötzlich aus der Höhe dann gestürzt,
Die Beute fassend mit dem scharfen Fang,

Und sich nun schreiend wieder aufwärts schwang,
Indeß der Fisch, verwundet, luftbetäubt,
Sich in des Stößers Krallen zappelnd sträubt:
Da sah ich lachend oft dem Spiele zu
Und dachte: Solch ein Vogel bist auch du!
Der Drang, den ihm Natur in's Herz gesenkt,
Unwiderstehlich all' sein Handeln lenkt;
Ihm droht, wie mir, versteckter Schützen Schuß,
Er theilt wie ich der Reichen Ueberfluß.
Der Scudo brenne ewig auf mein Haupt,
Den ich dem armen Wandersmann geraubt!
Ich gab ihm selbst, denn, lieber Herr, ich weiß:
Er schlägt sein Geld aus seiner Stirne Schweiß;
Doch wenn auf meinen wilden Ruf: „Halt an!“
Gefesselt stand ein brausendes Gespann;
Wenn Gold und Schmuck und manchen bunten Kram
Ich wühlend aus erbrochnen Koffern nahm,
Dann wohlbelohnt durch opferlosen Sieg
Mit meiner Beute nach der Höhe stieg,
Da hab' ich oft voll Uebermuth gelacht
Und an den Stößer in der Luft gedacht.

So lag ich wieder einst zur Abendzeit,
Vor mir der blanke See, silbern und breit.

Die Mücken tanzten singend am Gestad,
Und kaum zu sehen kreiste mein Kam'rad.
Am Wasser, in schweigsamer Einsamkeit,
Da sind die Sterbgedanken nicht zu weit.
Wie eine Spinne auf und nieder schwebt,
Bis sie das feine Todesnetz gewebt,
Drin sie den Blumenfreund, den Falter, hascht
Und seines Lebens kurze Dauer nascht:
So zieht die dunkle Spinne, Schwermuth, stumm
Um unsre Seele ihr Gespinnst herum.
Es fiel mir damals, wie oft in den Wein
Ein schwarzer Käfer, die Gedankenpein
In mein Gemüth: wie wird das Ende sein?
Wird dir der Tod auf weichem Pfühl zu Theil?
Nimmt dich die Kugel, oder Strang und Beil?
Da plötzlich stürzt — ein Pfeil ist nicht so schnell —
Aus hoher Luft der räubrische Gesell
Auf einen Fisch, deß Silberrücken feist
Der Flut entsteigt und blanke Schuppen weist;
Schnell hat er auch die Beute schon gepackt,
Tief ihr in's Fleisch die Fänge eingehackt,
Und seiner Flügel Schlagen zeigt, er strebt
Daß er die Atzung aus dem Wasser hebt;
Doch müht er sich vergebens stark und frisch,
Denn ihm an Kräften gleich ist dieser Fisch.

Der Vogel drängt zur Höh' ohn' Unterlaß,
Der Fisch hinunter in das tief're Naß;
Wohl ließen beide von des Kampfs Gewalt,
Doch hat der Stößer fest sich eingekrallt
In seines Gegners Fleisch, und peitscht voll Wuth
Mit breiten Fittigen zu Schaum die Flut,
Bis sein durchnäßtes Schwingenpaar erschlafft
Und jetzt sein Gegner mit der letzten Kraft
Mit ihm hinunter in die Tiefe schießt,
Die bald sich ruhig über beiden schließt.

Gut' Nacht, mein Thier! Das ist der Dinge Lauf:
Was uns genährt, frißt uns am Ende auf!
Du wardst vom süßen Fleisch der Fische feist,
Nun wirst du von den Fischen aufgespeist. —

Noch in derselben Nacht ward mir es klar,
Wie dieses Vogels Tod zu deuten war.
Am Bergesabhang haust' ein alter Wirth,
Der war für manche Nacht mein treuer Hirt.
Bei wildem Regenschlag und Sturmgetos
Schlief ich in seiner Hütte sorgenlos,
Gewiegt von Träumen stiller Sicherheit,
Denn heilig ist das Gastrecht alle Zeit!
Auf meinem Kopf, Herr, stand ein hoher Preis

Für den, der mich zum Fang zu liefern weiß —
Verfluchte Sucht nach schnödem Goldgewinn
Umnebelt oft des treusten Mannes Sinn
Und treibt Bewährte selbst zu schlimmer That —
Der alte Wirth verübt an mir Verrath! —
Er bricht das Gastrecht, das uns immerdar
Noch heilig ist, wie es den Vätern war.

In dumpfhingrollender Gewitternacht,
Da haben sich die Jäger aufgemacht,
Der Blitz erhellte ihren dunklen Pfad,
Der Donner war ihr guter Kamerad,
Der zog hoch über ihrem Wege mit
Und übertönte ihren Schergenschritt;
War still die Nacht, sie stiegen nicht empor,
Mein Aug' ist scharf, doch schärfer noch mein Ohr,
Und rasch fliegt meine Kugel aus dem Rohr.
Sie drangen in die Hütte ein mit Hast,
Eh' meine Hand die Waffen noch gefaßt,
Zwölf starke Fäuste, Herr, und ich allein!
Wie fiel mir Fisch und Vogel schrecklich ein,
Als mich umschlang mit eisenfestem Arm
Mein alter Feind, der päpstliche Gendarm.
Und somit fertig! wenn der Henker trifft,
Hat meine Rechnung ihre Unterschrift.

Nur einen Wunsch noch hab' ich — dürft's geschehn,
Verruchter Wirth, den Hals dir umzudrehn!

Schaut morgen zu, so Ihr die Lust verspürt,
Wenn man mich fort von hier zum Tode führt,
Begleitet von Dragonern, auf dem Karrn,
Bespannt mit der Campagna gelben Farrn.
Es ist ein Schauspiel für die zarten Fraun,
Die allzugern nach armen Sündern schaun.
Mein Haar ist dann gestrählt, mein Bart rasirt,
Geputzt das Opfer und blank ausstaffirt,
Denn um des Schauspiels Wirkung zu erhöhn,
Begehrt Senat und Volk das Opfer schön.
Doch nun genug! Es währt nicht allzulang,
Dann schlurft der Fuß des Paters auf dem Gang.
Was er auch sprechen wird vom Christenthum,
Mein Ohr bleibt taub und meine Lippe stumm.
Bereuen kann ich nicht, was ich gethan,
Denn käm's nochmal — ich ging die gleiche Bahn.

Reicht nun zum Abschied traulich mir die Hand!
So! Niemand sieht's durch diese Kerkerwand.
Habt Dank und lebet wohl! Die heil'gen Schaaren,
Sie mögen Euch vor Liebesleid bewahren!" —

Er wandte sich. Ich ging ergriffen fort
Mit eines Räubers letztem Segenswort.
Nicht Ruhe fand ich, und schon früh vor Tag,
Als noch die Stadt in Schlaf versunken lag,
Sprang ich vom Lager auf, verließ das Haus
Und ritt zum Ufer jenes See's hinaus.
Still ausgebreitet lag er da im Dunkel,
Langsam erlosch der Sterne Lichtgefunkel;
Die Sonne stieg empor, aufrauscht' die Flut,
Roth übergossen wie von frischem Blut.
Im Kloster klang das Glöcklein zum Gebet —
Sei's auch für ihn, der jetzt zum Tode geht!

Auf der Jagd.

Bei einer Eiche hielten wir zur Rast,
So Hut als Büchse hingen an dem Ast;
In's Gras gestreckt, langt' ich aus meiner Tasche
Den Wein hervor in strohumflochtner Flasche
Und bot ihm an. Bewegend kaum die Hand
Lehnt' er ihn ab und starrte unverwandt
Am Stamm empor, als rief' sein herbstlich Dach
In seiner Brust Erinnerungen wach.
Dann strich er aus der Stirne sich die dunkeln,
Schon weiß durchschoßnen Locken; seltsam funkeln
Sah ich sein Auge, seine Lippe bebte,
Als ob er Schmerzen zu bekämpfen strebte.
Jetzt sprang er auf; die Arme fest verschlungen
Stand er vor mir, als wie ein längst verklungen
Unheimlich Heldenlied aus jenen Tagen,
Wo Heiden hier das Kreuz von Stein zerschlagen.
Und leise sprach er: Lernet mich verstehn, —
Noch eine Mär', eh' wir zum Anstand gehn! —

Dort, wo die Schatten weiter schon sich breiten,
Dort wechselte — es waren beßre Zeiten —
Ein feister Hirsch, ein Thier so stolz und prächtig,
Mit breitem Hals, mit Läufen schlank und mächtig;
Ein Sechzehnender war's, ich sah auf weiten
Waldblößen oft ihn stehn und thalwärts schreiten.

Ich war ein Bursch von etwa neunzehn Jahren,
Ein guter Schütz, im Waidwerk wohl erfahren.
Leichtsinnig schlug ich immer in den Wind,
Was meine Mutter sprach zu ihrem Kind;
Wenn sie mein Loos mir und ihr Weh geschildert —
Vergessen war's, wie ich ein Thier gewildert.
Nun reizte mich der Hirsch vor andern allen,
Ich ging ihm Morgens, Abends zu Gefallen;
Doch auf dem Ansitz nicht, noch auf der Birsch
Trat schußgemäß vor mich der Edelhirsch.
Wie zürnt' ich damals meinem Unstern! Heute
Ist mir's ein Zeichen, das ich schmerzlich deute! —
An einem Abend, diesem Abend gleichend,
Als ich, behutsam durch die Dickung schleichend,
Den Wechsel suchte, äste kugelweit
Der Hirsch vor mir, gesenkten Haupts und breit.
Mir schlug das Herz! ich spannte sacht' und bange,
Das Doppelrohr lag fest an meiner Wange,

Ich suchte mir den Kernschuß auf dem Blatte;
Als ich unfehlbar sicher nun ihn hatte —
Ein Knall — er schnellt empor, dann stürzt er nieder
Und streckt verendend seine stolzen Glieder.

Ihr liebt die Jagd; gedenkt Ihr noch des Tags,
Da Ihr inmitten eines jungen Schlags
Den ersten Hirsch geschossen rasch und gut?
Mit frohem Zuruf schwangt Ihr Euren Hut!
So war es mir — voll toller Lust indessen
Hatt' ich, der Wildschütz, Vorsicht ganz vergessen.
Ich sprang hinzu durch Laubgebüsch' und Hecken,
Da plötzlich schallt — begreift Ihr meinen Schrecken? —
Des Försters „Halt!“ mir und Befehl entgegen,
Mein Schießgeräth gehorsam abzulegen.
Den Hirsch verlieren, ab die Waffe geben,
Und was mein harrte — eher denn mein Leben!
Zur Büchse griff ich wild und unverzagt,
Der Jäger zielt, und als sein Rohr versagt,
Hab' rasch ich ihm das Blei durch's Herz gejagt.

Da lagen beide, Hirsch und Jäger, stumm!
Die Vögel nur, die Bäume ringsherum,
Die sangen mir, die rauschten fort und fort:
Ein Raubschütz erst, und da noch einen Mord!

Es war geschehn, es war nicht mehr zu ändern.
Die Sonne ruhte auf den fernen Rändern
Der blauen Berge, scheidend blutigroth.
Bald ward es Nacht — nur Nacht um mich und Tod.
Auf meine Schultern lud ich nun die Leiche
Des armen Jägers; eine hohle Eiche,
Wo ich mein Jagdzeug stets verborgen habe,
Sie diente jetzt dem stillen Mann zum Grabe.
Ich schlich nach Haus. —

Des Försters Weib voll Bangen
Erzählt: es sei ihr Mann zum Wald gegangen
Und nicht zurück; zwei Tage sind verflossen;
Man sucht nach ihm, man spricht: er ist erschossen
Von einem Wilddieb! Bald wird aufgefunden
Der todte Hirsch — der Jäger bleibt verschwunden.
Man räth auf Den, man hat auf Jenen Acht:
Ich bleibe rein von jeglichem Verdacht!

Nur meine Mutter sieht mich oftmals an,
Als spräche sie: mein Sohn hat es gethan!
Mein Blick weicht ihrem aus; der frommen Frau
Geliebtes Haupt, in kurzer Zeit ward's grau.
Sie weint im Stillen, betet Nacht und Tag,
Bis daß sie stumm, wie er, im Sarge lag.

Hinaus! zu eng wird mir der Mutter Haus.
Der Mahner in der Brust treibt mich hinaus!
Wild stürmt' ich fort, ich tummelte das Pferd,
An meiner Hüfte klang ein scharfes Schwert;
Das weite Meer, der Wüste heißen Sand,
Den Urwald und der Steppe ödes Land,
Das Schneegefild hab' ich durchschifft, durchrannt —
Die Sonne hat mein Antlitz braun gebrannt.
Ich kam, ein reicher Mann, hieher zurück,
Laut pries man, neidisch fast, mein scheinbar Glück.
Zu meiner Gattin nahm ich mir sein Weib,
Es rankte sich mein Arm um ihren Leib,
Sein Knabe ward mein Sohn; aus ihrem Schooß
Wuchs mir kein eigen liebes Sprößlein groß.
Ersetzen wollt' ich ihr, was ich ihr nahm,
Sie gab ihr Herz mir — ich ihr meinen Gram.
Wenn oft ich schweigend ihr zur Seite saß,
Ihr Auge treu in meinen Zügen las,
Sein Knabe wiegte sich auf meinem Knie —
Wie mir da ward — ich kann nicht sagen, wie!
Laut rief's in mir: such' einen Priester, beichte
Was du gethan, daß sich dein Herz erleichte!
Ich konnt' es nicht. — Doch Ihr, mein Jagdgenoß
Seit lange schon, dem ich mein Herz erschloß,
Thut, was Ihr müßt: verrathet und verdammt

Den Mörder, den verhehlte Glut durchflammt!
Euch macht' ich's kund und leichter ist mir jetzt,
Das trockne Aug', von Thränen ist's genetzt,
Von einer Thräne, die, seit eingescharrt
Die theure Mutter, fremd im Aug' mir ward.
Du weißt nun Alles, Ein's nur nicht, drum schau':
Die Eiche birgt den Gatten meiner Frau! —

Indessen war die Sonne schlafen gangen,
Ihr letzter Schimmer fiel auf seine Wangen.
Die Büchse nahm er von dem Zweig herunter:
Es ist im Wald nur noch die Amsel munter;
Der Anstand ruft, nun Waidmannsheil, ade!
Vergeßt die Mär', bis ich Euch wiederseh'! —

Er ging dahin und ließ mich meinen Träumen.
Der Nachtwind sang unheimlich in den Bäumen.
Mir war's, als ob ihr Haupt die Eiche rege,
Im morschen Stamm der Todte sich bewege.
Ernst stieg empor des Mondes Angesicht,
Auf Moor und Feldern schwamm sein bleiches Licht.
Ich schnitt ein Kreuz der alten Eiche ein:
Mög' es für ihn ein Friedenszeichen sein!

Eine Waldblume.

I.

Im Steppen-Schlosse der mächtige Graf,
Was scheucht ihm vom Lager den süßen Schlaf?
Was treibt ihn rastlos, was treibt ihn jach
Vom Hof zum Thurm, von Gemach zu Gemach?
Die Liebe ist es, der listige Dieb,
Der das Pförtlein findet, das offen blieb,
Der mit Blicken angelt, mit Worten spielt,
Der in's Herz sich schleicht und den Frieden stiehlt!

Der mächtige Graf auf dem stolzen Schloß,
Dem Pracht und Macht auf das Wiegenbett floß,
Den der Wüste flüchtigster Renner trug,
Der das Elenn gejagt und den Wolf erschlug,
Der Brust gegen Brust mit dem Bären rang
Und mit dem Messer den zottigen zwang,
Den hat aus kindlichen Augen ein Strahl
In Bande gelegt, vernichtet zumal!

Müd, wie auf der Berge Rücken der Tag,
Am Born der durstige Jäger lag.
Was hilft ihm der Waffen schimmernder Prunk?
Ihm fehlt der nöthige Becher zum Trunk;
So weit auch sein Arm reicht über das Land,
Er reicht doch nicht bis an des Wassers Rand.
Dem daheim im Keller winkt Faß an Faß,
Dem weigert die Tiefe das kühle Naß!

Da, aus den Bäumen des Waldes geschwind
Kommt munter geschritten ein frisches Kind,
Mit blühenden Wangen, mit Augen hell;
Sie naht mit den Krügen dem rieselnden Quell.
Und wie sie die Stimme des Jägers vernimmt,
In rosiger Scham das Antlitz ihr schwimmt;
Doch eh' noch der Trunkverlangende schweigt,
Hat sie sich zierlich zum Schöpfen geneigt.

Sie gibt ihm lächelnd den irdenen Krug,
Und er trinkt mit langem durstigem Zug,
Die Ader des Berges hat ihn erquickt,
Wie das Aug' der Dirne, das heiter blickt.
Er reichet ihr freundlich ein Goldstück blank,
Doch schweigend verschmäht sie den blanken Dank,
Füllt wieder den Krug und grüßet und geht,
Indeß der Graf wie ein Träumender steht.

II.

Der mächtige Graf auf dem hohen Schloß,
In's Freie trägt ihn sein schwarzbraunes Roß.
Alltäglich erklingt in dem Forst sein Horn,
Allabendlich ruht er allein am Born.
Der stolz sonst mit klirrendem Sporentritt
Durch die weiten Säle des Kaisers schritt,
Wo aus der Damen gefürstetem Kreis
Manch blitzendes Aug' ihn gegrüßt so heiß,
Harrt nun an dem Waldrand beim Abendschein
Auf des freien Bauern schmuck Töchterlein.

Wenn roth auf den Wipfeln des Waldes blinkt
Die scheidende Sonne und still versinkt,
Dann schreitet aus dunklen Tannen die Fee,
Wie nach der Quelle das durstige Reh.
Rasch immer füllt sie den irdenen Krug,
Reicht ihn dem bittenden Jäger zum Zug;
Und der Graf, dem sonst beim köstlichen Mahl
Das Blut von Burgund gefüllt den Pokal,

Dem der Schaumwein perlte, das Gold vom Rhein,
Schlürft fröhlich des Bettlers kühligen Wein!

Doch wie sie schweigend gekommen, so zieht
Sie schweigend hinweg, wie ein Traum entflieht.
„O säume noch länger und zieh' nicht fort!
Auf all meine Fragen kein einzig Wort?
Es hat Natur, die dir Schönheit verlieh,
Nicht versaget der Sprache Melodie!
O laß mich der Hauch sein, der lind durchdringt
Die liebliche Flöte, bis daß sie erklingt.
Sei du die Rose und ich bin die Luft,
Die sanft ihren Blättern entführt den Duft!

Gefährliche Wellen wirfst auf mein Blut,
Drum reize mir nicht den schlummernden Muth,
Denn wenn die Bitte vergebens verhallt,
Faßt leicht der Gewaltige nach Gewalt.
Im Walde die duftige Beere reift
Für den, der keck von dem Zweige sie greift.
Ein Wetter naht, wenn die Luft allzumild.
Der Jäger bin ich und du bist das Wild.
Komm mir in die Arme, mir an die Brust,
Und theile liebend des Liebenden Lust!" —

Doch wie er sich naht, mit dem starken Arm
Sie zu umschlingen so wild und so warm,
Erhebet sie sich mit der Unschuld Stolz,
Daß sein Muth wie Schnee an der Sonne schmolz.
Das einzige Schwert, das die Tugend trägt,
Ist ein Blick, der das Laster niederschlägt!
Vor der niederen Magd der stolze Graf
Steht beschämt, als ein solcher Blick ihn traf.
Sie spricht kein Wort, wie gekommen so zieht
Sie lautlos hinweg — wie ein Traum entflieht.

III.

Wenn der Mächtige will, sei's gut, sei's schlecht,
Er findet zu seinen Diensten den Knecht.
Die Nacken der Hohen sind starr, doch wie
Gelenk der Niederen Rücken und Knie!
Wie das wilde Huhn in dem Korn erbebt,
Wenn der Habicht über ihm kreist und schwebt,
Wie der Hirsch sich flüchtet, erklingt das Horn:
So schrecket den Knecht des Gebieters Zorn.
Die Kluft vom Leben zum Tod ist nicht breit —
Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit!

Was überredendem Wort nicht gelang,
Das sei genommen durch rechtlosen Zwang!
Ein willig Ohr findet willigen Rath
Und nach dem Erfolg nur wägt man die That.
Die Diener sendet der Graf alsbald
Hinaus zum Brunnen, zu lagern im Wald.
Sie müssen ihm folgen, der Herr befiehlt:
Sie sind nur die Hand, mit welcher er stiehlt,

Sein sündlich Thun ist von Strafe befreit —
Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit!

Die Schatten sind lang und die Sonne fern,
Da kommt auch die Maid und der Abendstern.
Das ist der Unschuld süßheiliger Zug,
Daß sie nicht ahnt den Verrath, den Betrug.
Und hast du, des Waldes Kind, nicht gelauscht,
Wie die alte Tanne so seltsam rauscht?
Vernahmst du das Flüstern der Büsche nicht?
Der Dornstrauch hält dich, o höre, er spricht!
Ein weinender Engel ist dein Geleit —
Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit!

Da, wie sie sich beugt nach dem Wasser klar,
Bricht rasch aus dem Dickicht die rohe Schaar.
Wie man das Roß, das gelenkige, greift,
Das herrenlos, frei durch die Steppe schweift,
So faßt die Jungfrau der bärtige Knecht,
Schlingt um sie der Arme sehnig Geflecht,
Schwingt hoch in den Sattel die schöne Last
Und jagt nach dem Schlosse in flüchtiger Hast.
Erschrockenes Täubchen, vom Stößer gefreit —
Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit!

IV.

O sei mir willkommen viel tausendmal
In meinem Schlosse, im schimmernden Saal,
Wo die Ahnenbilder mich rings umstehn,
Doch nicht eine dabei so schön zu sehn
Von allen den Frauen in fürstlicher Pracht,
Wie du in der schlichten wollenen Tracht!
Ihr Diener herbei! den Lüster beflammt!
Bringt rauschende Seide, bringt starrenden Sammt,
Und flechtet der Herrin in's goldige Haar
Zu den Perlen des Meeres den Demant klar!

Dein harret das duftige Schlafgemach;
Sie singen dich ein, sie singen dich wach.
Dein Zelter sei fromm, dein Falke sei weiß,
Es fliege die Sklavin auf dein Geheiß.
Was Köstliches Wasser und Erde hegt,
Sei opfernd zu deinen Füßen gelegt.
Ich theile mit dir was prächtig, was mein,
Du sollst die liebende Freundin mir sein.

Indeß mir die Freude nicht enden will,
Was blickst du so ernst? was bleibst du so still?

Und zürnest du noch, daß mit rauher Hand
Der schnöde Knecht gefaßt dein Gewand?
Ich will ihn bestrafen; doch dann vergiß,
Daß ich dem einsamen Wald dich entriß:
So leicht die liebende Seele vergibt,
Was Liebe gefehlt, der Seele die liebt!
O brich dein Schweigen, was folterst du mich
Mit ruhigen Blicken? laß ab, und sprich!
Laß es quellen aus deiner Seele hervor:
Mein Herz ist offen, und offen mein Ohr.

Doch wie aus Marmor ein heiliges Bild,
So steht die Jungfrau und lächelt mild.
Und jetzt aus der Diener zaghaftem Kreis
Tritt bang der Aeltste, sein Bart ist weiß.
Er wirft sich nieder zu sklavischem Gruß,
Er küsset den Staub von des Grafen Fuß
Und stammelt: O Herr, den der Knecht verehrt,
Vergib der Lippe, die dich belehrt!
Nicht strafe die lange Treue darum —
Du frägst umsonst: die Jungfrau ist stumm! —

Wie der müde Pilger zu Tod erschrickt,
Wenn er die züngelnde Schlange erblickt,
Die flink aus dem raschelnden Laube bricht:
So steht der Graf mit blassem Gesicht.
Dann athmet er tief, dann flüstert er bang:
Ein lieblicher Vogel ohne Gesang!
Nur halbes Leben; in schwellender Brust
Kein kündender Laut für Schmerz und Lust!
Eine schöne Blume, doch stumm wie sie! . . .
Sei frei so wie ich! — und in Frieden zieh!

V.

Du schüchternes Glück, das leicht erschrickt
Und flieht, so ein fremdes Aug' es erblickt! —
Wenn an deinen Giebel die Schwalbe fest
Und fleißig bauet ihr friedliches Nest,
So hegst du sie freundlich, gönnst ihr die Rast,
Sie ist nach dem langen Fluge dein Gast.
Nur ein einziger Griff von roher Hand —
Das Nest zerbricht, und die Schwalbe schwand!
Doch leichter noch scheuchst du die stille Lust
Und den Frieden aus einer Mädchenbrust.

Als der Graf sie liebte, da war sie kalt
Wie der Bach im düsteren Felsenspalt,
Sein bittendes Wort blieb wirkungslos
Wie des Schiffers Angstschrei im Sturmgetos.
Doch als er gesprochen: In Frieden zieh!
Ward feucht ihr Auge, sie wußte nicht wie,
Es faßte ihr Herz ein gewaltiger Krampf,
Die Seele lag mit der Zunge im Kampf.

Die Lippe blieb stumm, doch die Seele schrie:
Ich liebe dich! — Und es brach ihr Knie.

Wie die Lotosblume, die in der Flut,
Der Perle Nachbarin, schlummernd ruht,
Empor aus der Tiefe sich heben muß —
Denn magnetisch lockt sie der Strahlenkuß
Des Mondes, der in verschwiegener Nacht
Hoch über den glitzernden Wassern wacht —
So drang sein Blick in ihr tiefstes Herz
Und die Blume stieg auf, der süße Schmerz
Der Liebe, der wie ein Schlummernder ruht
In der purpurnen warmen Lebensflut.

Als sie gefangen, da war sie frei,
Doch nun sie frei, ist die Freiheit vorbei!
Sie könnte ziehen; nichts hält sie zurück
Als ihr inneres Selbst, das schmerzliche Glück,
Ihn täglich zu sehen, der achtlos nun
Für ihr Wandeln ist und für all ihr Thun.
Sie bleibt im Schlosse, sie hilft überall,
Den Mägden im Hof, den Knechten im Stall,
Sie bettelt sich täglich ein kärgliches Mahl,
Ihr Auge wird trüb, ihre Wange fahl.

Und zieht er früh Morgens zum Jagen aus,
Kehrt Abends spät er müde nach Haus:
Sie fehlet nimmer, sie schaut von fern
Mit pochender Brust auf den stolzen Herrn;
Und wenn er dem Roß auf die Schulter klopft,
Wie da ihr die Thräne vom Auge tropft;
Und wenn er den Jagdhund streichelt und lockt,
Wie da ihr das Blut in den Adern stockt!
Es kränket sie tief, daß er liebt das Thier,
Dem doch auch das Wort versagt ist, wie ihr.

Im Schutz der stillen verschwiegenen Nacht,
Wenn Alles schlummert, da schleicht sie sacht
Vor seine Thür und reget sich kaum.
Er dehnt sich dahinter auf schwellendem Flaum.
Ihr Pfühl ist der kalte steinerne Grund!
Dort liegt sie und schlummert bei seinem Hund.
Doch wenn des Tages Verkünder, der Hahn,
Die Morgenfanfare kräht, ist's gethan
Um ihre Ruhe; sie eilet geschwind
Zu wecken das schläfrige Hausgesind.

So liegt sie allnächtlich, du stolzer Graf,
Und hütet mit deinem Hund dir den Schlaf.

Indeß vor der Halle, von Düften durchwallt,
Die Treue kauert in Doppelgestalt,
Streckst du dich drinnen, dein Bett ist weich
An schneeigen Linnen, an Seide reich!
Wie bald ein Bäumchen, das fröhlich gesproßt,
Die Krone senkt, traf's der tödtliche Frost!
Die Nacht ist so kalt, das Lager so hart! ....
Einst lag sie auf seiner Schwelle erstarrt.

Die Mohrin.

Gasflammen sprühn, die Zauberoper tönt,
Es wogt das Meer der süßen Melodieen;
Im Takte wiegen sich, vom Klang verschönt,
Die Blumenhäupter auf den Galerieen.
Die Fächer schwirren glänzend und modern,
Und Düfte weit verbreitend in die Ferne;
Auf dunklem Kleide blitzt der Ordensstern,
Aus dunklen Wimpern blitzen Liebessterne.

Sieh, mitten in dem sonnenhellen Beet
Das Kind der Dämmrung — eine Nachtviole!
Wie heißt der Lufthauch der dich hergeweht,
Zu weißen Tauben eine dunkle Dohle?
Wie sucht ihr Feueraug' im Kreis herum!
So schnell erlerntest du die schlimme Sitte?
An ihrer Seite dehnt sich ernst und stumm,
Ein jeder Zoll ein Gentleman, der Britte.

Fühlst du dich heimisch dort, dem Wald entstammt,
Auf jenem hellerleuchteten Balkone?
Wie zierlich auf der Brüstung Scharlachsammt
Stützt sie den Arm — ein Sklavenkind der Zone!
Sie lacht, und weist dabei ein Perlenband,
Umfaßt vom üppig schwell'nden Lippenpaare,
Und wie kokett streicht ihre schwarze Hand,
Umspannt vom weißen Handschuh, ihre Haare!

Sieh, auf der Bühne wird's lebend'ger nun:
Ein Negertanz! Welch wildes Drehn und Springen.
Den Boden stampfen sie mit bunten Schuhn,
Die Schürzen fliegen und die Spangen klingen;
Und wie der Beifall wächst im weiten Haus
Nur desto mehr verrenken sie die Glieder,
Die Menge jauchzt und stürmischer Applaus
Dröhnt donnerähnlich von der Wölbung wieder.

Da wird sie ernst, als ob die tiefe Scham
Der Wangen Schwärze ihr noch mehr umschatte;
Sie senkt das Haupt — so beugt allein der Gram
Ein Haupt, das sich so frei gehoben hatte!
Ward in der Seele dir die Sehnsucht wach
Nach jenen goldnen Körnern tief im Sande,

Nach deiner Matte, deinem Palmendach,
Nach deinem heimatlichen Sonnenbrande?

Nach deiner Hütte, rohgebaut und karg,
Aus Bambusstäben die im Winde krachen?
Der Peitsche Klatschen dünkt dich minder arg,
Als dieses Klatschen hier und dieß Belachen.
Es ist die Farbe deines Stamms und Kraals,
Die sie verhöhnen, diese Europäer,
Die Dämmertracht des lichten Sonnenstrahls,
Und jeder Blick nach dir ein Dolch, ein Späher.

Was kümmert's dich, daß es nur Masken sind,
Gemalte Wangen nur und falsche Socken?
Die Sache bleibt dieselbe, armes Kind —
Die schwarzen Glieder und die krausen Locken!
Wie trüb dein Auge, das so leuchtend war,
Durch deinen Schmerz und deines Grams Verwirrniß,
Und blutend fühlst du, was uns Allen klar,
Europas feine Bildung ist nur — Firniß!

Dünkt dich die Luft in diesem Saal nicht warm,
Daß du den Hermelin um dich geschlagen?
Du klopfst dem Nachbar leise auf den Arm
Und neigst dich zu ihm, flüsternd: „Lord, den Wagen!"

Der schüttelt stumm das Haupt; was kümmern ihn
Die Schmerzen, die in deiner Brust erwachen?
Er stiert hinaus und bleibt; denn seinem Spleen
Behagt es, Mohrensprünge zu belachen.

Er achtet's nicht, wie ihm zur Seite leis
Im Fieberfrösteln zittern deine Glieder;
Die Thräne sieht er nicht, die glühend heiß
Verstohlen zischt auf deinen Busen nieder.
Es war ein Tropfen nur, der in die Nacht
Gesunken ist, auf eine Brust voll Qualen;
Kannst du, Mylord, mit aller deiner Pracht
Die eine kleine Perle wohl bezahlen? —

Ein Stück Bühnenleben.

Braut von Messina! — Auf der Bahre lag
Don Manuel, vom Trauertuch umflossen;
Bleich war sein Antlitz wie ein Wintertag,
Das Auge, scheingebrochen, fest geschlossen.
An seine Brust warf sich ein jammernd Weib
Und schrie zum Himmel so gewalt'ge Klagen,
So wahre, als ob wirklich einst ihr Leib
Den da Erschlagnen muttertreu getragen.

Dazwischen klingt der Chor. Die Kränze sind
Auf seinen Häuptern welk schon und zerrissen;
Düstere Fackeln flackern matt im Wind,
Der frostig hinschleicht hinter den Coulissen.
Dem scheinbar Todten rinnt durch Kopf und Brust
Ein tiefer Schauer, seiner Seele grauet;
Er denkt an jenen Bruder von Sankt Just,
Der, so wie er, als Leiche sich geschauet.

Bang wird ihm, bang; die Schwüle steigt zur Glut,
Die spielerregten schnellern Pulse klopfen;
Ihm ist, als hör' er seiner Wunde Blut
Durch's Bahrtuch auf den Estrich niedertropfen.
Er drückt die Hand sich fester auf das Herz,
Daß es die Kerkerwölbung nicht durchschlage;
Entrückt dem Spiel, dem lauten Mutterschmerz,
Stimmt um sich selbst er an die stumme Klage:

„Und wenn einst wirklich diese Wang' erbleicht,
Die Stirne kalt, die ruhelos gesonnen,
Was ist gewonnen dann und was erreicht?
Es war ein Nebelbild — und ist zerronnen?
Ein schales Maskenspiel, nur reich an Zwang!
In Schmerz, in Lust, stets mit geschminkter Miene;
Ha, eine Lüge, denn kein Auge drang
Tief in die Werkstatt hinter die Gardine!

Nichts festgehalten! trügerische Kunst,
Die mich zu ihrem Werkzeug auserkoren!
Ein Werkzeug nur — und das Gebild ein Dunst,
Verloren mit dem Licht, das es geboren!
Ein Kampf mit Neid und Mißgunst! Nur ein Ball,
Geschaukelt von den wechselvollen Wogen

Des Beifalls und des Tadels! Rauch und Schall!
Und ist's am Ziel — wie Rauch und Schall verflogen!

In Wahrheit arm, an Täuschung überreich!
Wie schnell verdirbt der Tag des Abends Gnaden!
Dem gottverfluchten scheuen Paria gleich,
Mit meines Standes altem Fluch beladen!
Gesucht, verwöhnt, begafft wie fremder Tand,
Doch schon im nächsten Augenblick beschwerlich;
Und drückt uns Der und Jener auch die Hand —
Ei was, jetzt sind auch Henkerfäuste ehrlich.

Verflucht ein Leben, das nach Stunden zählt,
Die ungenützt im Zeitenstrome münden,
Die Nerven schwächt und nur die Muskeln stählt,
Die leicht gehorsam Schmerz und Lachen künden!
Geübter Täuscher, der sich selbst beklagt,
So friedvoll scheinend und so unbefriedet,
Und fest, indeß der Geier ihn benagt,
An der Verstellung dürren Fels geschmiedet!

Vor mir, im hellen schöngewölbten Saal,
Schweigsame Richter an bequemen Schranken,
Vom großen Haufen eine kleine Zahl,
An Dank wie arm, noch ärmer an — Gedanken!

Um mich beschäftigt die Kamraden werth,
Beredte Freunde, zürnende Kollegen!
Wie ist's, Don Cäsar, stieße nicht dein Schwert
Mich gern für immer so aus deinen Wegen?

O glücklich der, dem nichts die Lust verdirbt,
Der nie gefühlt die Qualen der Verneinung;
Der nur um leichte Frauenherzen wirbt
Mit seines Wirkens schillernder Erscheinung;
Der auf die Würfel, auf die Karte wagt,
Was ihm der Schweiß des Puppenspiels getragen,
Und dem der wüste Taumeltanz behagt
Um Bacchus und der niedern Venus Wagen!

Ich bin die Waare, die zu Markte geht,
Sich selbst anpreisend, vom Gedräng umflutet,
Die jeden Tag auf's Neu zu kaufen steht,
Ein lächelnd Opfer, dem die Seele blutet;
Ein Körper nur, ein brauchbares Metall,
Das leicht in die gewünschte Form zu bringen.
Sein ganzer Werth ist Biegsamkeit und Schall;
Der Hammer schlägt daran und es muß klingen." —

Und tiefer, immer tiefer so verlor
Der Mime sich in seines Scheintods Schatten;

Da nimmt die Bahre auf der junge Chor,
Den Sohn dem Vater ähnlich zu bestatten.
Nicht eine Seele ahnt im weiten Rund
Des Hauses, tiefergriffen von dem Spiele,
Den leisen Seufzer aus des Gauklers Mund:
„O wär' es Wahrheit und mein Vorhang fiele!"

Buch der Betrachtung.

Da nimmt die Bahre auf der junge Chor,
Den Sohn dem Vater [illegible] zu schaffen.
Nicht eine Seele ahnt im weiten Walde
Des Hauses, [illegible] von dem Spiele.
Den [illegible] [illegible] aus des [illegible] Mund:
„O [illegible] [illegible] und mein Verhängniß [illegible]!"

Brüderliche Lieder.

1.

Was fragt die Welt nach deinen Schmerzen?
Die laute Welt versteht dich nicht,
Sie kümmert's nicht, ob deinem Herzen
Des Friedens goldne Saite bricht.

Du darfst ihr dein Gefühl nicht zeigen,
Denn ihre Antwort ist nur Spott;
Du mußt verlassen gehn und schweigen
Und einsam dienen deinem Gott.

Laß dich nicht bei der Menge finden,
Sei selbst dir treu und hadre nicht!
Des Lebens dichte Nebel schwinden
Und all' das Dunkel strömt in's Licht.

2.

Wer sich im Kampf mit Welt und Dingen
Sein ganzes, volles Herz bewahrt,
Der wird das Herrlichste vollbringen,
Was Menschengeist geoffenbart.

Dem ist die schwere Kunst gegeben,
Die nicht nach ird'schem Wandel frägt,
Freistehend über diesem Leben
Den Gang der Tage sicher wägt.

Ihn quält kein ängstliches Verzagen;
Selbst das Befremden bleibt ihm fern;
Er weiß, daß Alles zu ertragen
Und drum erträgt er Alles gern.

3.

Nichts wird dir all' dein Sorgen frommen,
Das nur das Trübe trüber macht,
Was kommen soll, wird sicher kommen,
Wie nach dem Tage folgt die Nacht.

Du scheuchst es nicht durch stetes Grübeln,
Das deinen besten Muth erschlafft,
Naht sich die Zeit mit ihren Uebeln,
Gibt sie dir auch zu tragen Kraft.

Wer ließe ruhig sich verschlingen
Vom wilden Meer, zerbrach sein Boot?
Nur muthig ringen! und bezwingen
Wirst du die Woge, die dir droht.

Was wir dem Schicksal abgestritten,
Ist mehr noch des Besitzes werth,
Als was dem Beten, was den Bitten
Des Himmels stete Gunst bescheert.

4.

Das größte Leid ist zu ertragen,
Wenn von des Unglücks langen Tagen
Du noch zur Hoffnung Zeit gewinnst,
Und was das Wetter dir zerschlagen,
Auf's Neu mit starkem Geist beginnst.

Die Tage gehn, die Tage kommen,
Und endlich ward zu deinem Frommen,
Was jetzt dein junges Blut empört;
Die karge Flamme ist verglommen
Und alles Weh hat aufgehört.

Gefalle dir nicht als Verzager;
Entreiße dich dem trägen Lager,
Wo dich des Mißmuths Netz umzieht;
Es ist der Schmerz ein läst'ger Frager,
Gib kein Gehör ihm — und er flieht!

5.

Wenn du in steter trüber Ahnung zitterst
Vor einem Unheil, das dir kommen kann,
Dir selbst des Lebens Süße so verbitterst —
Beklag' ich dich als einen armen Mann.

Dann weißt du nicht der Freude Weg zu finden,
Dein Tag ist Sorge, deine Nacht nicht Ruh;
Du suchst die Blüthen, einen Kranz zu winden,
Doch kranzlos sinkt dein Haupt der Grube zu.

Was du erschaffst, vermagst du nicht zu achten,
Ein Fremdes bleibt dir stets der eigne Werth;
Wie schal und nüchtern dünkt dich all dein Trachten,
Denn was dir wurde hast du nicht begehrt.

Was du besitzest möchtest du entbehren,
Im Vollgenusse fehlt dir der Genuß,
Was du erlernet dient nicht dich zu lehren —
Und elend bist du gleich dem Tantalus.

6.

Wär' dir ein leichter Sinn geworden,
Der ohne Ziel in's Blaue greift,
Der an des Baches Blumenborden,
Ein lust'ger Sommervogel, schweift;
Dem nicht gequält vom Zweifel schwindet
Des Tages flüchtiger Genuß,
Der aller Sehnsucht Stillung findet
In eines Mädchens heißem Kuß!

Wie rasch vergehn die Jugendjahre!
Sie welken wie ein Blüthenreis.
Die Freude kränzet deine Haare,
Früh bleicht sie dir die Sorge weiß.
Was hilft es, daß in nächt'gen Stunden
An deinem Pult die Lampe brennt?
Du hast ihn dort noch nie gefunden,
Den keine ird'sche Zunge nennt.

Du suchst das Leben zu verstehen,
Indeß ein Andrer es durchfühlt;

Wirst du die Blume lieber sehen,
Wenn ihre Wurzel aufgewühlt?
O laß in lieblicher Umhüllung
Der Wahrheit tödtende Gestalt!
Dein Forschen nenne nicht Erfüllung
Der ewig göttlichen Gewalt.

Und sage nicht: Ein Jeder müsse,
Was ihm die innre Stimme sagt!
Dein Treiben sind nur Regengüsse,
Mit denen uns der Winter plagt;
Dir fehlt, wie diesen Segenarmen,
Was allem Leben nutz und noth:
Die Wärme! Kannst du nicht erwarmen,
So bist du nutzlos, lebend todt!

7.

O strebe nimmer fest zu halten,
Was unterthan dem Wechsel ist,
Und suche so dich zu gestalten,
Daß du dir selbst ein Fremder bist;
So über dich hinaus zu streben,
Daß du auf dich hernieder schaust,
Erwägend, wie das kurze Leben
Mit tollen Stürmen dich umbraust!

Dann stehst du still bei allen Schauern,
Des Gleichmuths Wellen wiegen dich;
Dich faßt ein inniges Bedauern,
Ein Mitleid um dein eigen Ich;
Du siehst, wie schwach, wie unzulänglich
Dein Muth und auch dein Unmuth bleibt,
Wie dich der Weltgeist unverfänglich
Durch wirren Pfad zum Ziele treibt.

8.

So wie die durst'ge Flur, besprüht
Vom Regen, neubelebt erscheint:
So hebt sich neu ein weich Gemüth,
Wenn sich das Auge satt geweint.

Nur nicht der starre, dumpfe Schmerz,
Der ohne Trost und ohne Wort;
Der seine Qualen bohrt in's Herz,
Bis es verwelket und verdorrt!

9.

So lang noch Thränen hat ein wundes Herz,
Wird sich des Leidens tiefster Strom verflachen;
Doch wehe, wenn dir auch der höchste Schmerz
Vermag nur abzuringen noch ein grelles Lachen!

Dann ist der Gott aus deiner Brust entflohn;
Wer kann ein mild Versöhnungswort dir sprechen?
Dein ganzes Denken wird ein blut'ger Hohn —
Und in dem Mißton muß das Herz dir brechen!

10.

Wie preis' ich selig den, deß nächt'ge Stunden
Des mohnbekränzten Gottes Körner würzen;
Ach, eine Nacht, die schlummerlos entschwunden,
Kann alles Glück, das wir empfunden, stürzen!

Endlose Qual, wenn auf verschobnen Kissen
Das heiße Haupt umsonst nach Schlummer ringet,
Was längst versunken lag in Finsternissen,
Auf's Neu' erstanden, an die Seele dringet!

Wenn wir erschrocken in die Linnen bergen
Die rothgeweinten, müdgewachten Augen,
Weil bleiche Schatten nahn aus ihren Särgen,
Um unser bestes Herzblut einzusaugen!

O dann beneide den, dem Tod beschieden,
Und den Lebendigen allein beweine!
Denn traumlos ist und voll von süßem Frieden
Der tiefe Schlummer unterm Leichensteine.

11.

Der letzte Mast zerbrach, verloren schwankt das Schiff,
Des Sturmes Spielzeug, auf den hohen Wellen.
Wäscht es die Flut hinab, zerbricht's am scharfen Riff?
Was liegt daran? genug, es wird zerschellen!

Ein armes Menschenherz, verlassen, todeskrank,
Bar aller Hoffnung und im letzten Pochen,
Ob es in Thränen brechend oder stumm versank —
Was liegt daran? genug, es ist gebrochen!

12.

Wer noch nie ein treues Herz gebrochen,
Hat der Liebe Schmerz nicht ganz empfunden;
Kennet nicht das ruhelose Pochen,
Nicht das Strömen ew'ger Todeswunden,
Wer noch nie ein treues Herz gebrochen.

Einen Abschied für das ganze Leben —
Wer ihn nie mit bleichem Mund gesprochen,
Ist der Qual noch nicht dahingegeben,
Daß ein treues Herz für ihn gebrochen,
Einen Abschied für das ganze Leben.

Der allein kann Herzen nur verstehen,
Der das seine konnte unterjochen,
Und mit trocknen Augen stumm gesehen,
Wie ein treues Herz für ihn gebrochen,
Der allein kann Herzen nur verstehen.

13.

Standst niemals du an einem Grab in Schmerzen,
Wenn sie hinuntersenkten einen Sarg,
Der eines ganzen Lebens Hoffnung barg,
Was weißt du dann von gramgebrochnen Herzen!

Man wirft die Scholle, hört sie dumpf antönen
Am schwarzen Schrein, gleich einem Abschiedswort;
Dann ist's vorbei! — Doch wird dir immerfort
Der hohle Klang durch deine Seele dröhnen.

14.

Halt an den Pflug und deines Joches Lauf,
Wühl' nicht die Asche stiller Gräber auf!

Du hast umsonst dieß Feld mit Fleiß bebaut,
Mit Thränen ward der Boden oft bethaut.

Aus Samen in bethränter Erde dringt
Dir nie ein Halm, der frohe Aehren bringt.

15.

O werde stark und fest im Glauben
Und laß dir nicht durch schnöden Witz
Die schöne Ueberzeugung rauben,
Daß dieser Leib der Gottheit Sitz;
Daß wir nicht schwinden und verwehen,
Nicht ohne Spur vorübergehen,
Wie im Gebirg ein rascher Blitz!

. . . .

Uns ward das forschende Versenken
In Räthsel, tief und unerhellt,
Und unser Fühlen, unser Denken
Fliegt über das gestirnte Zelt;
Denn alles Irdische ist Mahnung
An Unvergängliches, und Ahnung
Des Ew'gen ist der Hauch der Welt.

16.

Wenn das Land zu deinen Füßen
Sich unübersehbar dehnt,
Sprich, ob nie dein Herz zu grüßen
Seine Heimat, sich gesehnt?

Schauend von des Berges Gipfel
Ist dir selbst das Nächste fern,
Tief im Thale bebt der Wipfel,
Hoch am Himmel glüht der Stern.

Und dazwischen du im Klaren,
Bis dich Sehnsucht übermannt
Und du nach dem Unfaßbaren
Deine Arme ausgespannt.

17.

O glücklich, wer im Herzen ungestört
Bewahrt die eine stillgefaßte Meinung;
Dem nie das Blut erhitzt, den Sinn bethört
Der Widerspruch in wechselnder Erscheinung!

Der unbekümmert, ob der wilde Strom
Im Meere mündet oder spät versandet,
Das Steuer führt, wenn auch des Glaubens Dom
Das letzte Eiland ist, woran er landet!

18.

Stimme nicht unnütze Klage
Um verlorne Jugend an!
Schicke dich in deine Tage
Und empfinde dich als Mann!

Rückverlangend zu vermissen,
Was kein Gott auf's Neue schafft,
Frißt als Wurm mit scharfen Bissen
An den Wurzeln deiner Kraft.

Nur dem Alter mit den grauen
Locken um das müde Haupt
Ist ein stilles Insichschauen,
Ist ein Rückwärtssehn erlaubt.

19.

Wir werden nimmer uns verstehen,
Wie könnten wir uns Alles sein?
Ihr liebt den breiten Weg zu gehen
Und mir ist wohl, wenn ich allein!

Ihr spracht so oft: „Sein einsam Streifen
Zeigt, daß er unsre Nähe flieht;
So laßt ihn nur verlassen schweifen,
Wohin sein trüber Geist ihn zieht.

„Er wird sich nie an uns gewöhnen;
Den stillen träumerischen Sinn
Wird unsre Freude nie versöhnen.
Laßt ihn allein — er fahre hin!"

Ich flieh' euch, wie mit tiefer Wunde
Der Hirsch von seinem Rudel flieht
Und nach des Waldes stillstem Grunde,
Gesenkten Haupts, zum Sterben zieht.

20.

In der Welt, in der du wirkest, mußt du deine Bürde
tragen,
Suche deine Kraft zu stählen, um dich brav herumzu-
schlagen.

Halte deine Augen offen und sei stets bereit zum Streiten,
Denn der Feinde Pfeile fliegen auf dich ein von allen Seiten.

Hast du einen Widersacher männlich in den Sand ge-
zwungen,
Legt ein andrer dir geheime Fallen der Verdächtigungen.

Glaube nie durch des Bewußtseins Reinheit Gegner zu
beschämen,
Und laß nie in's Herz dir greifen unverdienten Unrechts
Grämen.

Jeder strebet dir nur Mängel, dir nur Fehler anzudichten,
Um sich neben deinem Unwerth brüstend dann emporzu-
richten.

Keiner wandelt ungefährdet in dem reinen Ehrenkleide,
Auch der Beste wird beworfen von der Bosheit und dem Neide.

Giftgeschwollne Häupter magst du, kannst du es, herunterspalten,
Doch vor Allem such' die Treue gegen dich dir zu erhalten.

Durch das Leben schreitet Keiner, ohne Wunden sich zu holen,
Doch der Staub der Erde hafte höchstens nur an deinen Sohlen!

Dreizeilen.

1.

O suche nur im Feld nach frischen Dolden,
So lang dein Auge hell, dein Haar noch golden;
Wie rasch vergehn die Tage uns, die holden!

Wenn erst der Bäume grüne Blätter falben,
Dann ziehn des Lenzes Boten fort, die Schwalben,
Und keine wird verweilen deinethalben.

Dich hat der Herr mit Gnaden viel gesegnet;
Sein reiches Füllhorn hat auf dich geregnet,
Und heiter wurde, was dir trüb begegnet.

Wer seinen Lebensfaden froh gesponnen
Und stets vollbracht, was eifrig er begonnen,
Der hat das Spiel dem Schicksal abgewonnen.

Schlag um die Brust der Klugheit weiche Falten;
Doch stelle dich nicht in die Schaar der Kalten,
Die nur auf ihren Werth und Vortheil halten.

Das Glück erringst du nicht mit trüben Träumen;
Ein Augenblick genügt, es zu versäumen.
Der Wein verfloß, was hast du von dem Schäumen?

2.

Laß uns die herbstlich schönen Tage fassen,
Gehegter Zweifel leise Klage hassen,
Der spätern Zeit die ernste Frage lassen.

Du siehst die Sonne Abends niedergehen;
Doch wirst du sie am Morgen wiedersehen
Und noch ein Glied im Ring der Glieder stehen?

Der Vogel, der im Baum sein Nest erbauet,
Er hat dem Schutz des Laubes fest vertrauet,
Daß sicher er des Sommers Rest erschauet.

So bau' auch du und wolle nicht verzagen,
Der Sturm wird nie das goldne Licht verjagen;
Doch mußt du nie des Tages Pflicht vertagen.

Den Pflichten sind wir Alle untergeben;
Mit nichten schilt man die, die munter streben,
Mit lichten Farben Trübes bunter weben.

Will uns die Sorge ihre Fallen legen,
So laß uns nur das rechte Wallen pflegen,
Und Freude grüßt uns dann auf allen Wegen.

So lang noch Wein der Trieb der Reben spendet,
Und nicht der Liebe süßes Geben endet,
Sei unbesorgt, wie sich das Leben wendet!

3.

Du kannst aus Allem, sei's noch so verkehrt,
Dir eine Wahrheit ziehn, die dich belehrt,
Wenn nur dein Geist nach Lehren recht begehrt.

Im schönsten Scherze liegt ein tiefer Ernst;
Du findest ihn, sobald du suchen lernst,
Wie einen Kern, wenn du das Fleisch entfernst.

Es hängt ein Schild an einem Zweige schwank;
Triff mit dem Stab die Rundung silberblank,
Und für den Schlag spricht dir sein Tönen Dank.

Vom Hammer klingt das volle Glockenerz;
So klopft das Leben an das Menschenherz,
Und klingen muß es, sei's in Lust, in Schmerz.

Tief in die Erde reißt der scharfe Pflug;
Bald wogt aus all' den Wunden, die er schlug,
Die goldne Saat, hoch drüber Lerchenflug.

Wer nur die Körner recht zur Zeit gestreut,
Dem blüht auch Segen morgen oder heut
Aus einer That selbst, die er einst bereut.

Dich hemmt der Bergbach, rauschend durch's Gestein;
Wer muthig springt, wird leichtlich drüben sein,
Wer zaghaft wagt, der fällt im Sprung hinein.

Im Wald die Blume — fleißig trägt sich heim
Aus ihr die Biene Wachs und Honigseim;
Der trübe Forscher nur des Giftes Keim.

Ein jedes Leid, das deine Seele trifft,
Schreib' in dein Lebensbuch mit Blumenschrift,
Die süßen Honig birgt und herbes Gift!

Reimsprüche.

1.

Es rauschen den eingeborenen Ton
Der Wald, das Meer seit Jahrtausenden schon.
Geschlechter schwanden und sind gekommen,
Sie haben des Urlieds Klang vernommen,
Und konnten aus all' dem Wogen und Wehen
Ein einziges Wort nur: „Gott" verstehen.

2.

Ein neues Leben keimt, ein frisches Blühn
Im Urwald aus den umgestürzten Bäumen:
So aus des Volkes hingesunknen Träumen
Sproßt immer neu der Freiheit Hoffnungsgrün.

3.

Vergeblich Mühen, um die Riesenschwingen
Der Zeit zu werfen kluggeschürzte Schlingen!
Sie stürmt davon auf ewig, unaufhaltsam,
Den Arm zerschmetternd, der sie hält gewaltsam.

4.

So manche Frage ist, mit der die Welt sich trägt,
Betrachtet man sie bis zum letzten Grund,
Von gleichem Werth, als wenn ein Narre frägt:
„Sprich, Kranker, warum bist du nicht gesund?“

5.

Der Eine liegt am liebsten an dem Bach
Und sieht dem Lauf der hellen Wellen nach;
Der Andre sucht im Wald den Dämmerschein,
In's grüne Dickicht blickt er still hinein.
Geh' deines Weges, stör' die Träumer nicht
Und such' dein Plätzchen, schattig oder licht!

6.

Als Knabe sucht' ich oft in Hecken
Das Nest des Sprossers zu entdecken;
Jetzt aber, in gereiften Tagen,
Entzückt mich sein verborgen Schlagen.

7.

Frisches Wiesengrün im Sonnenlicht
Und ein lächelnd Kinderangesicht:
Gleicher Zauber, der aus beiden spricht!

8.

Bedenke dieß: Schon manchmal trat ein Segen
In der Gestalt des Unglücks dir entgegen,
Dir fehlte nur in jener Zeit des Leidens
Der klare Blick des scharfen Unterscheidens.

9.

Wohlthätig Licht bringt oft in finstrer Stunde
Ein fragend Wort aus einem Kindermunde.

10.

Auf Jene sieh, die mehr als du ertragen,
Wenn dunkle Wolken deinen Tag umschatten,
Und glaube, auch des Glückes Söhne hatten
Der schwarzen Stunden Schwere zu beklagen.

11.

Jeder deiner Lebenstage
Bringt im Wechsel Lust und Plage;
Wie es kommt, so mußt du's nehmen
Und dich heitern Sinns bequemen,
Bittre Schalen zu entfernen
Von den süßen Freudenkernen.

12.

Die reife Frucht such' heut zu pflücken!
Nichts aufzuschieben, mahnt das Leben;
Vielleicht mußt du dich morgen bücken,
Um die gefall'ne aufzuheben.

13.

Nur der allein versteht den Tag zu packen,
Den Lustpokal zur Neige auszuschlürfen,
Der stundenweis die Last sich wirft vom Nacken
Und auf sein Sollen pfropft ein kurzes Dürfen.

14.

Fortuna ist ein Weib, und das gewinnst du nicht
Mit stetem Vorwurf und mit mürrischem Gesicht;
Nur wenn du um sie wirbst mit keckem Uebermuth,
Springt sie dir an den Hals und bleibt dir treu und gut.

15.

Am entlaubten Zweige zittert manchmal noch ein grünes Blatt,
Das der Baum, trotz Sturm und Regen, sorgsam sich erhalten hat;
Also hält die Seele manchmal, als des Glückes letzten Rest,
Vor der völligen Entsagung eine schöne Täuschung fest.

16.

Selbsttäuschung ist das schlimme Kind,
Vor dem du vaterselig kniest,
Das du, für Wahrheit taub und blind,
Dir selbst zur Strafe auferziehst.

17.

Den Neider und den Spötter mag ich leiden
Auf meines Lebens vielverschlungnen Wegen;
Der lehrt mich schauen den errungnen Segen
Und dieser lehrt, was lächerlich, zu meiden.

18.

Gewohnheit spinnt ein Netz um deinen Geist;
Du ruhst gefangen drin, dein eigner Knecht,
Die Hand verwünschend, die an das Geflecht
Hintastend eine Masche dir zerreißt.

19.

Der handelt klug, der niemals weicht
Vom alten langgewohnten Thun;
Man geht fürwahr noch eins so leicht
In ausgetretnen Wanderschuhn!

20.

Reichst du die Gabe nur des Dankes wegen,
Dann fühlst du nicht des Wohlthuns innern Segen;
Des Frühlings Zauber wird den nie beglücken,
Der gleich beim Blühen denkt an's Früchtepflücken.

21.

Umsonst greift man im Lenz mit unverständ'ger Hast
Nach einer Blüthe oft an allzuhohem Ast,
Die, kam der Herbst heran, uns leicht und mühelos
Als schöngereifte Frucht von selbst fällt in den Schooß.

22.

Nicht jede Kugel schlägt in's Ziel,
Nicht jede Blüthe reift zur Frucht,
Auf deiner Lebenstage Flucht
Hegst du vergebner Wünsche viel.
Die einen fliegen stolz und frei,
Zu hohen Schwungs, am Ziel vorbei,
Auf andre, Blüthen gleich gehegt,
Hat die Entsagung Frost gelegt.

23.

Wenn du ein Ziel erreicht, so schaue erst zurück,
Den Weg, der hinter dir, nochmals im Geiste messend,
Nicht einen Schritt darauf, nicht eine Müh' vergessend,
Dann wende dich und nimm — tiefathmend froh dein Glück!

24.

Wo ich schritt mit Unbedacht,
Hat ein Engel mich bewacht;
Wo ich mich zusammengenommen,
Bin ich meist zu Schaden gekommen.

25.

Was mir von selbst entgegensprang,
Das nahm ich auf mit Schweigen;
Doch was ich zwang und schwer errang,
Nenn' ich mit Stolz mein eigen.

26.

Bedenke stets, daß auch das kleinste Blatt,
Auf das du hinschreibst, eine Zunge hat,
Die oft nach Jahren erst ihr Schweigen bricht
Und gegen dich mit deinen Worten spricht!

27.

Gib mir den Feind, der mich zu Thaten treibt,
Den Freund, der allzeit wahr und offen bleibt,
Ein holdes Weib, das mir kredenzt den Wein —
Das Andre kommt von selbst dann hinterdrein.

28.

Ein funkelndes, scharfes Schwert ist der Witz,
Das zuckt und trifft wie ein jäher Blitz;
Und wer es an seiner Seite spürt,
Der wird, es zu schwingen, gar leicht verführt.
Doch nimmt man es einmal in die Hand,
Da hält die Klugheit nicht Widerstand;
Obgleich man weiß, daß man zum Schluß
Die Schmerzengelder bezahlen muß.

29.

Streifst du den schützenden Verband
Mir von empfangnen Wunden,
So hab' den Balsam auch zur Hand,
Davon ich mag gesunden!

30.

Ein kleines Uebel regt sie heftig auf,
Gleich stürmen sie mit Keulenschlägen drauf;
Doch bricht herein ein wirklich Ungemach,
Sind sie bestürzt und wie die Knaben schwach.

31.

Ein jeder Hauch bewegt sie; sie sind Rohr,
Das nur im Sumpfe wächst und tiefem Moor.
Was willst du andres wohl aus ihnen greifen,
Als wiederum vom Hauch belebte Pfeifen?

32.

Ein Jeder pfeift, wie's ihm behagt. Du Thor,
Wenn es dir nicht gefällt, verschließ dein Ohr;
Doch fordre nicht, daß deine Weise Allen
Geläufig sei, um einzig zu gefallen.

33.

Was das für ein Gesell ist,
Dem nie ein Roß zu schnell ist,
Dem nie ein Schwert zu schwer ist,
Dem Kampf und Müh' Begehr ist,
Dem keine Dirn' zu klug ist,
Der stets sich selbst genug ist!

34.

Der ersten Liebe süße Unruh, Herz,
Kannst du, sie sei vergessen, jemals sagen?
Als leises Heimweh nach den Jugendtagen
Durchbebt sie dich bei jedem Lebensschmerz.

35.

Freude hielt ich in der Hand,
Weh, daß ich sie losgelassen!
Als ich spät sie wieder fand,
Wußt' ich sie nicht mehr zu fassen.

36.

Von keiner Arbeit wird dir je die Hand
So hart und fühllos, wie vom vielen Drücken
Wortschneller Freunde mit geschmeid'gem Rücken,
Voll Sucht nach Vortheil und voll Unbestand.

37.

O wüchse Korn so hoch
Wie Hinterlist und Trug,
Wo wären Sensen doch
Und Scheunen noch genug?

38.

Ein kluger Jäger, der versteht die Birsch,
Weiß aus der Fährte gleich, wie stark der Hirsch,
Der sich verborgen stellt im dichten Tann.
So gibt ein Wort, das unbedacht entfuhr,
Mit einemmal uns oft die sichre Spur,
Ganz zu erkennen den versteckten Mann.

39.

Wenn man sich gibt so wie man ist,
Fürchten sie Klugheit drin und List;
Hat man die Maske vorgenommen,
Erscheint man wahr und ist willkommen.

40.

Mit Wort und Mienen zu betrügen,
Sie nennen es: der Form genügen!

41.

Unkluger Schütze, der von Zorn entbrannt
In voller Hast die Bogensehne spannt —
Ein Fehlschuß ist die Folge deiner Eile!
Nimm dein Geschoß zur Hand bei kühlem Blut,
Bemiß den Raum zuvor, dann ziele gut
Und triff den Punkt mit scharfgespitztem Pfeile!

42.

„Mein böser Nachbar hat mich oft
Geschädigt, aber unverhofft
Bring' ich das noch in's Reine.
Heut brennt sein Haus — die Eimer her!
Ich spring' ihm hilfreich bei — vielmehr
Ich schütze so das meine!"

43.

Dicht an das Netz, das man für dich gestellt,
Magst du mit kühlem Muth die Falle bauen,
In die dein Gegner unvermuthet fällt,
Wenn er heranschleicht, nach dem Garn zu schauen.

44.

„De mortuis nil nisi bene!“ — Recht!
Die Erde deckt gefällig zu was schlecht.
Das milde Sprichwort sagt im Grunde bloß:
Wir loben gern, weil wir der Plage los.

45.

Das ist ein hochansehnlich Geschlecht,
Ein rattenköniglich Schwanzgeflecht,
Einer wie Alle so ganz untadlich —
Bleib fern, wenn du nicht rattenadlich!

46.

Versucht es nur mit Zaubersprüchen
Und Mitteln aus den Kräuterküchen,
Indeß der Kranke zagt und bangt!
Ein kluger Arzt versteht es besser,
Der greift mit kund'ger Hand zum Messer
Beim Uebel, das den Schnitt verlangt.

47.

„Die freie Hand!“ was heißt das auch?
'S ist eben ein diplomatischer Brauch;
Man wartet klug, bis man am Schluß,
Gedrängt von Nöthen, handeln muß.

48.

„Wo geht der Weg hin?“ wollt' der Nagel fragen,
Da hatt' ihn schon der Hammer eingeschlagen.

49.

Wer stets sich so im Zügel hält,
Daß ihm kein rasches Wort entfällt,
Die Zunge meistert selbst beim Wein —
Soll mir kein Trinkkam'rade sein!

50.

Die Gunst der Herrn — der hat sie immerdar,
Dem nie die eigne Meinung theuer war,
Der nach der Herren Stimmung stets sich stimmt
Und selbst sein Recht als hohe Gnade nimmt.

51.

In seinen Unmuth sich versenken,
In's Dunkelste sich einzudenken,
Auch das ist ein Genuß, der frommt,
Wenn er nicht allzu häufig kommt.

52.

Die Wahrheit stumm zu denken ist nicht schwer;
Sie in die Welt zu werfen, das ist mehr!

53.

Willst du mitkämpfen in dem Kampf der Welt,
So sei gefaßt und laß dich's nicht verdrießen,
Daß man dich später, wenn sie Frieden schließen,
Gleich wie ein schartig Schwert zur Seite stellt!

54.

Heißflüssig ist die Jugend, doch beim Mann
Setzt sich um's Herz die starre Kruste an.

55.

Willst du ein lästig Joch zerschlagen,
So sei gewiß, sie werden sagen:
Ihm fehlt die Kraft, es zu ertragen!

56.

Wer sich vermessen bis zum Schwindelrand
Des jähen Abgrunds wagt, verfällt dem Bann
Heimtückischer Dämonen, deren Hand
Den Frevler halten oder stürzen kann.

57.

Wer allzu rasch emporgeklommen,
Ist athemlos an's Ziel gekommen;
Ihm wird kein ruhiger Genuß,
Weil er sich erst erholen muß.

58.

Der schönen Sünde gabst du deiner Jugend Wein,
Der Kirche schenkst du nun des Alters Hefe ein
Und wirfst in frommer Wuth auf jeden Irrenden,
Der reiner noch als du, sofort den ersten Stein.

59.

Ein kranker Mann! O gönnt ihm jede Pflege,
Berührt ihn sacht, führt ihn die besten Wege!
Doch darf er da nicht wandeln wollen,
Wo die Gesunden handeln sollen.

60.

Das sind mir die leidigsten Gesellen,
Die immer sich an die Spitze stellen,
Doch bläst der Wind mit vollen Backen,
Gleich schreien nach woll'nen Unterjacken.

61.

Wie mögt ihr sie mit euren Maßen messen,
Die kühnausschreitend nach den Höhen wallten,
Und eures Glaubens sichern Stab vergessen,
Den ihr bedürft, euch schwindelfrei zu halten!

62.

So viel du strebst, es wird dir nicht gelingen,
Die Grenzen deiner Kraft zu überspringen.
Erkenne sie und suche, dir zum Segen,
Frei im gegebnen Raum dich zu bewegen!

63.

Wer still an's Ziel zu wandeln trachtet,
Wird von der Menge kaum beachtet;
Dem blickt sie nach von allen Seiten,
Der mit Geräusch versteht zu schreiten.

64.

„Hie Realismus“ klingt das Feldgeschrei;
„Idealismus hie“ ruft die Partei.
Schlagwörter sind's der Zeit, das weiß der Meister
Und blickt gelassen in den Zank der Geister.

65.

Hanswurst, den haben sie vertrieben;
Herr Johann Wurst ist dageblieben.

66.

Bei gleichem Streben wächst die Eifersucht
Nach höh'rer Geltung meist zur Erisfrucht;
Bis du, sie aufzuheben, dich gebückt,
Ist dem Rival ein Schritt voraus geglückt.

67.

In jungen Jahren ist man meist genehm;
Doch hebt man mit der Zeit sein Haupt hinan
Zu ihrer Größe, finden sie den Mann
Auf ihren Pfaden mehr als unbequem.

68.

Was schaffen zusammen die Herr'n Collegen?
Der Eine wirkt dem Andern entgegen.

69.

In einem langen Irrthum Klarheit,
Die uns geworden unbewußt,
Gewähret wohl die gleiche Lust,
Wie mühsam aufgesuchte Wahrheit.

70.

Du hast die Theile sicher in der Hand,
Und wohl zu fügen weiß sie dein Verstand;
Allein der Genius fehlt, der, gottgeweiht,
Dem Werk den warmen Lebenshauch verleiht.

71.

Tief in der Dinge Wesen einzudringen
Und das Erlauschte zur Erscheinung bringen
Mit voller Wahrheit, aber stets umgeben
Vom Reiz der Schönheit: Künstler, sei dein Streben!

72.

Am Künstler will mir's schlecht behagen,
Seh' ich ihn stets das Handwerkszeichen tragen.

73.

In trübes Glas gefüllt goldhellen Wein,
Erregt Verdruß;
Inhalt und Form im Einklang, beide rein,
Ist Vollgenuß.

74.

Formsuchende Gedanken gleichen
Den Schwalben, die ein Dach umstreichen,
Von allen Seiten es beschauen,
Eh' sie ihr Nest darunter bauen.

75.

Wie der Poet es wohl gemeint,
Darüber mögt ihr streiten,
Denn was als schlagend wahr erscheint,
Trifft stets nach vielen Seiten.

76.

Ein echtes Kunstwerk wird für alle Fragen
Stets die Erklärung in sich selber tragen;
Der Commentator baut euch nur die Brücken
Für klaffende Verständniß-Lücken.

77.

Klug und künstlich sich emporzuschrauben,
Dem gelingt's, der ohne Unterlaß
Ganz entschieden spricht: „Das bin ich, das!"
Keckheit zwingt die Menge stets zum Glauben.

78.

Die Früchte sind's, woran man Euch erkennt!
Was züchtet Ihr mit zuchtlosem Talent?
Den blendenden Theater-Coup
Und — „Pfirsiche à quinze sous!"

79.

Der hat vom rechten Pfad gelenkt
Und schärft dem Tadel selbst die Waffen,
Wer mit der Menge buhlt beim Schaffen
Und lüstern des Erfolges denkt.

80.

Es schmiegt der Lorbeer sich unlösbar an
Das Haupt, das ihn durch echten Sieg gewann;
Doch lose hängt das angemaßte Laub,
Ein scharfer Luftzug nur, so liegt der Kranz im Staub.

79.

Der hat kein rechten Wink gekriegt
Und schärft dem Tadel selbst die Waffen,
Wer mit der Menge buhlt beim Schaffen
Und lüstern des Erfolges denkt.

80.

Es schmiegt der Lorbeer sich zu schmücken an
Das Haupt, das ihn durch echten Sieg gewann;
Doch lose hängt das angemaßte Laub,
Ein schnöder Zufall nur, so liegt der Kranz im Staub.

Goethe's Faust.

Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethe's Gedichte.

Zwei Theile.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Goethe's Hermann und Dorothea.

26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Iphigenie auf Tauris.

27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethe's Torquato Tasso.

Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Goethe's Erlinde.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Gudrun.

Deutsches Heldenlied.

Uebersetzt von Dr. **Karl Simrock.**

Vierte verbesserte Auflage.

Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Herder's Cid.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Justinus Kerner's lyrische Gedichte.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Justinus Kerner's Winterblüthen.

Rthlr 1. — oder fl. 1. 45 kr.

Gottfried Kinkel's Gedichte.

Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfried Kinkel's Otto der Schütz.

Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Lenau's Gedichte.

Zwei Theile.

Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6. —

Hermann Lingg's Gedichte.

Vierte vermehrte Auflage.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 24 kr.

John Milton,

Das verlorene Paradies.
Das wiedergewonnene Paradies.

Uebersetzt von Bernhard Schuhmann.

brochirt Rthlr. 1. 12 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.
gebunden „ 1. 27 „ „ „ 3. 12 „

Otto Roquette's Der Tag von St. Jakob.

24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Otto Roquette's Waldmeisters Brautfahrt.

Ein Rhein= Wein= und Wandermärchen.

15 Ngr. oder 48 kr.

L. Schandein's Gedichte in westricher Mundart.

brochirt	Rthlr.	1. —	Ngr.	oder	fl.	1. 45	kr.
gebunden	„	1 12	„	„	„	2. 27	„

Schiller's Gedichte.

Zwei Theile in Einem Bande.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Braut von Messina.

Rthlr. 1. — oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Don Carlos.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Maria Stuart.

Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schiller's Wallenstein.

Zwei Theile in Einem Bande.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 12 kr.

Loewe, Feodor,

Gedichte

Stuttgart 1860